

Wawrzik

11 D 8580

# Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig







# Deutscher Krieg und deutsche Sprache.

Von Professor Dr. Eduard Engel (Berlin).

„Denn und heiligt eure angekommene uralte Sprache und haltet an ihr, eure Volkssprache und Dauer hängt in ihr.“ (Jasob Grimm.)

Und wenn, was Gott verhüte, nichts von der deutschen Sprachbegeisterung der ersten Weltkriegswochen den Krieg überleben sollte, einmal hatte sie das ganze deutsche Volk — ich nehme selbst die unbefehrtesten Fremdwörter nicht aus — unwiderstehlich ergrißen und fuhr wie ein lauter Sturm durch alle deutschen Vönder. Ohne irgendwelchen äußern Anstoß, zunächst selbst ohne eine Mahnung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins wurden alle an der deutschen Sprachfrankheit Leidenden von einem Urgefühl der Scham ergriffen, das mächtiger war als alle ehemaligen Selbstheilungskügelungen, und der große Reinigungsbesen begann überall den Fremdbrodenlebrich aus dem sprachlichen Straßenbilde Deutschlands, aus diesem mehr als aus der Menschenrede, auszufegen.

Seitdem hat sich die Sprachbegeisterung merkwürdig beuhigt, das natürliche Deutlichgefühl in sprachlichen Dingen ist wieder schwächer geworden, die gelehrte oder gelehrte tuende Sprachvernünftigkeit macht sich wieder breit, und wir bekommen in allen möglichen Zeitungen Aufsätze zu lesen, in denen uns bewiesen werden soll, daß der Deutsche doch wohl selbst in und nach diesem Kriege ums deutsche Dasein besser täte, seine deutschen Gedanken mit lateinischen, tertianergriechischen, telmerfranzösischen, hall-friedenenglischen Wappen und Wappchen zu schmücken. Wie tief sich diese deutsche Sprachfrankheit — denn eine Frankheit ist die Fremdwörtererei — in die deutsche Sprachsee eingelassen hat, das ist mir und anderen erst durch die Sprach-erlebnisse während dieses Krieges ganz klar geworden. Wir stehen noch immer im Kampf auf Tod und Leben um die Selbstständigkeit des deutschen Volksgebildes in der Welt der Völker, und wir kämpfen mit geringem Zugestehen und eifrigen Widerstreben um jedes auszugebende oder beizubehaltende edle oder selbstgeschaffene Bröcklein aus den Sprachen unserer Vorfahren oder überhaupt aus den Sprachen fremder Völker. Drollige Geschehnisse werden über und unter dem Strich in großen und kleinen Zeitungen geschehen um solche weltbewegende Fragen wie die: ob Zirkel wegen der unbezwinglichen Schwierigkeit einer gleichwertigen deutschen Wiedergabe dieses nur in Deutschland für französisch gehaltenen Wortes nicht für immer beizubehalten sei; ob Aufzug ein vorwichtiger Ersatz für das unergleichenste Vist sei, das übrigens im Urpurgelände nicht Vist, sondern Eleator und in Frankreich Ascenseur heißt. Oder ob man den schicksalsschweren Schritt tun dürfe, den Redakteur Schriftleiter, den Chefredakteur — den es weder in Frankreich noch sonst einem Lande gibt — Hauptchriftleiter oder kürzer und doch ebenso verständlich Hauptleiter zu nennen. Hier legt die deutsche Urgrundgrubelei ein, und der Schriftsteller fragt: Leitet man denn Schrift?, gleichwie die Nummalweisen vor hundert Jahren den Vorschlag, statt Oberpostamt zu sagen Sternwarte, beipflichteten: Wartet man hier etwa auf die Sterne? Oder will man hier der Sterne warten, wie die Kindernädchen der Kinder warten? — Gleichwie man bei der Gefühlsung um Capitaine durch Hauptmann unter Friedrich Wilhelm IV. philologisch aberweile oder aberweile fragte, wirklich und wahrhaftig fragte: Was ist ein Hauptmann? Ist das ein Mann mit einem Haupt? Der soll er das Haupt von etwas sein? Dann nenne man dieses Etwas! Hauptmann ist sinnlos, Hauptmann deckt sich nicht mit Capitaine, Hauptmann ist unmöglich, Capitaine unentbehrlich.

„Es deckt sich nicht!“ Hier liegt die Wurzel unseres ganzen Sprachelends. Wo immer im Streite zwischen den Verteidigern der Tausende, genauer: der Zehntausende von Fremdbroden und den Freunden reiner deutscher Sprache gestritten und für irgendeine ganz überflüssige Welcherlei ein gut deutsches Wort vorgeschlagen wird, da hört man die versteinernde Redewendung: Das deckt sich nicht! Nämlich: es deckt sich nicht das vollverständliche, weil gefühlte, deutsche Wort mit dem unbestimmten, weil nicht gefühlten, Fremdbroden. Und die gutmütigen Verteidiger des Grundfakes, ein Deutscher habe Deutsch zu reden, fallen wirklich fast durchweg auf die Trugforderung hinein: Das beste deutsche Wort muß, um Gnade zu finden, sich mit dem sprachlich schlampigsten, begrifflich unklarsten Fremdwort „decken“! Die verkehrteste umgekehrte Welt! Schlichtem Munde ein gutes, allgemein verständliches, volkwichtiges deutsches Wort an die Tür der deutschen Sprache, sag'n wir z. B. das Wort Abteil, und begeht Einlaß-Grob und herrlich überlegen schneut das Fremdwort Coupé daher: Was, du, nur ein deutsches Wort, willst hier eindringen? Hier bin ich im Besitze, also im Recht. — Verzeihen Sie, flüstert das deutsche Abteil, ich dachte, hier in den Hallen deutscher Sprache sollte für mich anständiges deutsches Wort wohl ein Plätzchen sein. — Da könnte ja das ganze Grimmsche Wörterbuch Einlaß begehren. Zeig' deine Papiere, deine Ursprungs-, Wandlungs-, Bedeutungs-, Gebrauchszeugnisse! — Und nun muß das unadlige Abteil sich gefallen lassen, daß an ihm herumgeschneifelt, genörgelt, getritzelt, gepötteit wird, wie dies im Tempel deutscher Sprache mit keinem noch so zigeunermäßigen Fremdwort jemals geschieht. Da wird es dem deutschmühseligen gebulbigen Abteil schließlich zu dumm, und es begehrt gegen das Coupé auf: Wer und was bist du denn? Kannst du überhaupt ein Zeugnis vorzeigen? Ein Franzose willst du sein? Dieses Zeugnis ist ja gefälligst, es gibt in Frankreich kein Coupé, allenfalls im berlinischen Frankreich, wo man einige Hunderte solcher falschfranzösischen Gefinbels geduldet hat. — Wer Sie denken sich nicht mit mir, Sie bloß deutsches Abteil, auch haben Sie nicht mal einen Auftrag! — Ich soll mich mit einem Berlin-Franzosen auch noch decken? Fällt mir gar nicht ein; meine Aufgabe ist nur, mich mit dem deutschen Begriff eines

abgeteilten Bahnwagenstückes zu decken; das tu' ich, das tußt du nicht, also hinaus mit dir!

Ja, es ist die verkehrte Welt! Die Ur- und Grundsprache des Deutschen ist nach der allgemein verbreiteten frankhaften Meinung, jedenfalls nach der Meinung der Fremdwörter, das aus Deutsch und aus vermanischen Bröcklein von mindestens sechs Fremdsprachen zusammen-gemischte Kauberwelsch, worin für feinste Bildungssprache Sätze gelten wie diese aus den Werken hochberühmter deutscher Schriftsteller: „Die oppositionellen Elemente, welche in der Nation fermentierten, und das gegen die absolute Nationalsovereignität rebellierende Pouvoir excoctat.“ — „Sie muß der Dichter eliminieren, um dadurch die Gefühls-erregung in ihrer vollen Intimität zu isolieren, konzentrieren, prononcieren.“ — „Eine Biographie, deren Motive sich auf dem Niveau des populären Interesses für Schiller bewegen.“ — „Er rickelisierte sie, worauf sie jene hautaine Miene annahm.“ Die Namen dieser deutschen Mezzofantisten mit Nacht und Grauen bedekt. Ein deutscher Schreiber jedoch, der den unerhörten Unisprach erhebt, alle diese abgrundtiefen Dinge auf deutsch ausdrücken zu können, also ein lächerlicher „Kurist und Chaudinist“, sei verpflichtet, so zu schreiben, daß sein von vornherein als minderwertig zu beargwöhnendes Geschreibsel sich mit jener erhabenen eigentlichen Ursprache deutscher Bildung deckt! Das heißt: Deutschgeschriebenes muß, um gleiche Geltung zu verlangen wie die fremdwörternde Mengelsprache, eine sich peinlich genau bedeckende Verdeutschung, also einwandfreie Übersetzung aus jener Mengelsprache sein. Und so mühen sich denn Tausende von waderen deutschen Schreibern, besonders die eifrigen Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, läblich ab, aus einer Ursprache zu überlegen, zu verdeutschen, und fühlen taum, was für einer ungeheuerlichen Anforderung sie sich damit unterwerfen, und welche ertünnliche Wuchsprüfungsliege sie im besten Falle mit dieser ganzen Überlegeter zuwege bringen.

Deutsch sprechen und schreiben heißt Deutsche dach-tem deutschen Ausdruck geben; heißt aber nicht, eine fremdwörternde Vorlage Wort für Wort ins Deutsche überlegen. Es ist furchtbarlich, zu denken, und wird kom-menden Geschlechtern unmaßbar klingen, daß die eifrigen Freunde deutscher Rede in Wort und Schrift einmüts kein besseres Mittel kannten als das der Verdeutschung, also der Verwandlung von Undeutschen in Deutsches. Als Nothilfe, besonders für die deutsche Bezeichnung einzel-stehender Fremdwörter im Straßenbilde, mag das Ver-deutschen unentbehrlich sein, wenigstens für eine Über-gangszeit; für den deutschen Schriftsteller brist es nicht verdeutschen, sondern ganz einfach: deutsch denken und deutsch schreiben. Sowie mir ein Fremdwörter die hoch-peinliche Frage stellt: Wie überlegen Sie, oder wie ver-deutschen Sie —?, so fahre ich ihm über den Mund: Ich bin in keiner Schultlasse, in der aus einer Fremdsprache überleht, verdeutlicht wird; sondern ich bin ein Deutscher, dessen Seele deutsch denkt, und dessen Mund oder Feder sich deutsch ausdrückt, ohne den Gedanken erst durch eine Fremdsprache hindurchzuzwängen.

Was ich hiermit meine, wird, wie immer in solchen Fällen, durch ein paar Beispiele noch klarer werden. Schiller schreibt über die Romanantiker Schlegel und Tieck: „Weder für die Produktion noch für das ästhetische Ge-fühl kann dieses hohle Fragenwesen vorgebracht ausfallen.“ Schlägt nun ein Freund reindeutscher Sprache vor, statt Produktion zu schreiben Hervorbringung, statt ästhetisches Gefühl kurzweg Kunstgefühl, so höre ich schon die titel-ten Einwendungen, daß sich das nicht „deckt“, daß Kunst-gefühl nicht dasselbe sei wie ästhetisches Gefühl, Hervor-bringung nur die langweilige Übersetzung von Produktion, und wie die tiefstimmigen Sprachweisheiten der Fremd-wörter sonst noch lauten. Nun wohl, ich habe mir mit dem Leser einen kleinen Spaß erlaubt: in Schillers Sage steht tatsächlich Hervorbringung und Kunstgefühl, und so weit hat es die Fremdwörtererei in Deutschland noch nicht gebracht, daß ein unbefangener Leser den Schillerischen Satz in reindeutscher Sprache so lange für minderwertig erklart, als er nicht durch „Produktion“ und „ästhetisch“ auf die sonst übliche Höhe der Gelehrtensprache gehoben sei.

Oder findet der Leser etwas zu bemängeln an folgen-dem Satze, den ich einer der größten deutschen Zeitungen entnehme: „Küte die zweckmäßigste Butterverteilung hat der Rat der Stadt L. eine sicher wirkende Vorsozge getroffen?“ Ganz gewiß nicht; vielmehr steht ihm die vorstehende Zätsigkeit des Rates dem Lesen deutlich vor der Seele. In der sonst allgemein herrschenden Zeitungssprache aber würde jener Satz lauten: und so hatte er in Wahrheit gelautet! — ... Organisation geschaffen“. Der Unter-schied zwischen Organisation und Vorsozge ist der zwischen einem Formelwort, einer europäischen Redensart und einem deutschen Bildwort, das obendrein kürzer und, was doch wohl auch nicht zu verachten, deutlich ist. Es gibt aber unzählige gebildete deutsche Menschen, die in solchen Fällen einen Satz ohne Organisation für unvollkommen halten. Aber die philologische grauenvolle Wortform „Or-ganisation“ brauche ich einem Sprachkundigen nichts zu sagen; jeder Grieche und jeder Römer hätte uns auf Grund einer einzigen solchen Uniform für kimmerische Barbaren erklärt, und mit allem Zug.

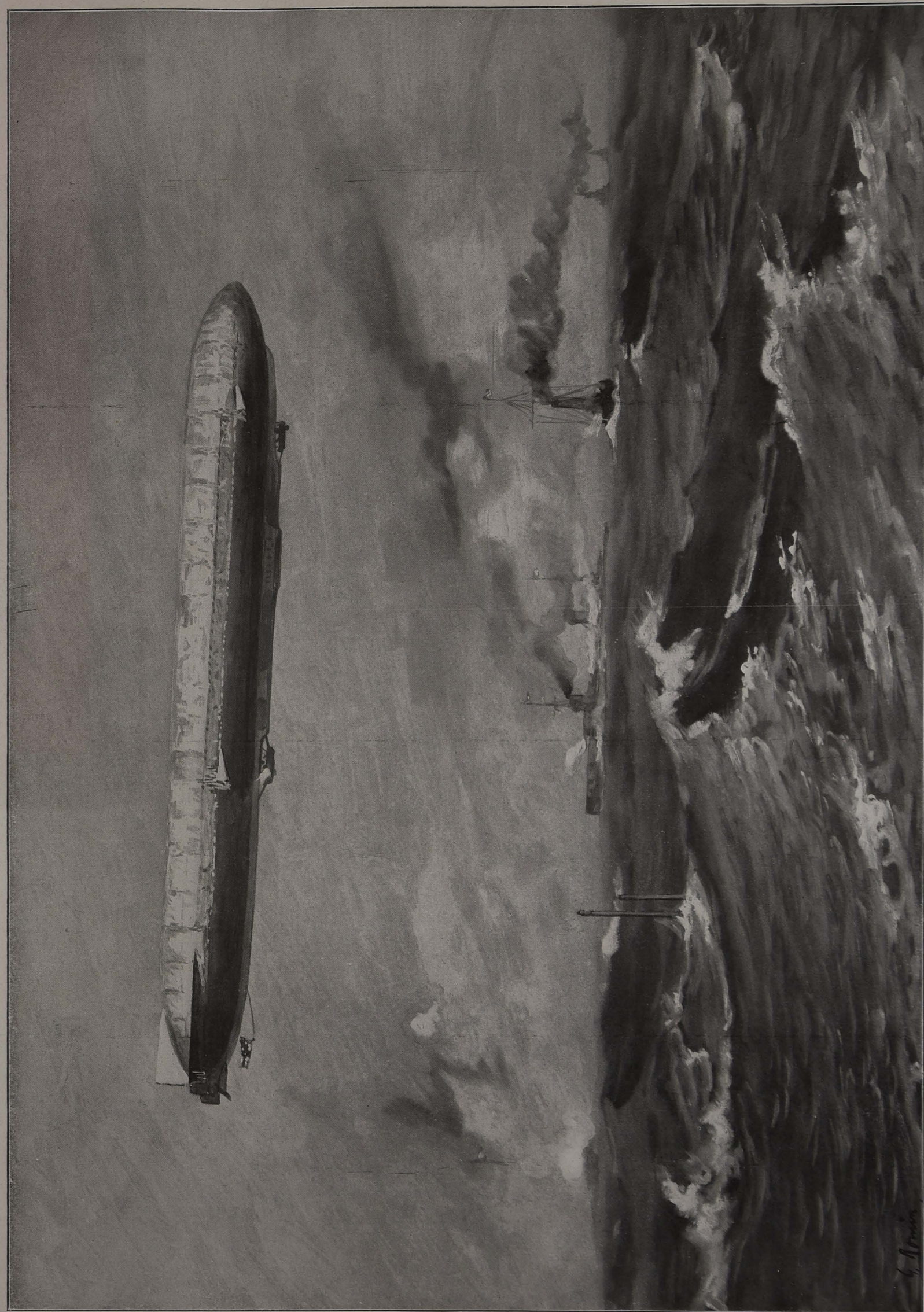
Oder klingt etwa undeutlich, unverständlich, ungebildet ein Satz wie dieser: „Da sammelte sich nun in jenem Verein ein alles befruchtendes, benörgelndes Groll-grüppchen?“ Sieht der Leser hierbei nicht die im Schmoll-winkel sitzenden und raumenden Ewigwahrheiten? Hört er sie nicht finden und lästern? Unzweifelhaft tut das jeder nicht bis in seinen tiefsten Sprachgelehngrund ver-derbte deutsche Leser, wenn man ihn so behandelt, wie die Schriftsteller aller übrigen Völker ihre Leser behandeln. Freilich, wenn man an die Stelle eines deutsch gemalten Bildes eine fremdbroddige verwalzene Dunstwolke setzt:

„Da sammelte ... Fronde“, so tritt bei nur allzu vielen deutschen Lesern die geistige Verrentung ein, daß sie die Fronde für etwas Unvergleichliches, Unübersehbares, Einzigmögliches halten, obgleich sie, ohne das Konver-sationslexikon zu wälzen, nicht sagen können, was „Fronde“ eigentlich bedeutet.

Endlich noch ein beweiskräftiges Beispiel aus einem sehr wichtigen Lebenskreise. Vor kurzem ging mir ein Aufruf des Vorstandes des Deutschen Verlegervereins mit der Bitte zu, durch meine Unterschrift den Inhalt des Aufrufes zu unterstützen. Da der Aufruf, wenngleich in ziemlich reinem Deutsch, eine für mein Gefühl noch zu große Zahl von Fremdwörtern enthielt, so bedauerte ich, meine Unterschrift verlegen zu müssen, um nicht die Mit-verantwortung für das undeutliche Deutsch zu tragen. Nach einigen Tagen erhielt ich denselben Aufruf in muster-haftem Deutsch zurück: alle Fremdwörter waren verschwun-den, alle betreffenden Stellen waren noch einmal deutsch durchdacht und dem deutschen Gedanken gemäß geformt worden, und es war eine Freude, den inhaltlich sehr be-rechtigten Aufruf zu lesen und zu unterschreiben. Und hiermit komme ich am Schluß, aber nicht zu spät, sondern hoffentlich zur richtigen Wirkung — auf das Ziel aller Erörterungen über reines Deutsch und Fremdwörter-sprache. Der Leser wird bemerkt haben: ich habe kein Wort gesagt über die tausendmal durchgesprochenen ge-schichtlichen Gründe der deutschen Fremdwörtererei; über die Frage nach der Kulturbedeutung der Fremdwörter, nach ihrem Werte für die Menschheit, die angeblich nur durch sie ermöglicht werde, nach den Grenzen des reinen Deutsch, nach den entbehrlichen und den unentbehrlichen Frem-dwörtern. Ich mule dem gebildeten Leser nicht die bis zum Überdruß vorgebrachten Selbstverständlichkeiten zu, daß fremdsprachliche Amittel (Minister, Staatssekretär, Assistent, General, Major) nicht willkürlich verdeutscht werden dürfen, oder daß Fachwörter, wie Elektriker, Elektrizität, Telegraphie, nur durch gemeinsamen Beschluß der Sachleute oder der Behörden deutsches Gepräge be-kommen können. Ich spreche zu denen, die, gleich mir, die schlichte Überzeugung hegen: In Deutschland muß Deutsch geredet und geschrieben werden, und will diesen Lesern, statt langweiliger philologischer Auseinander-setzungen, ein einfaches Mittel verraten, wie sie in diesem Weltkriege um den Dauerbestand deutschen Volkstums sich auch sprachlich unserer im Felde stehenden Brüder würdig erweisen können. Wer da glauben sollte, mit deutschem Volkstum sei undeutliche Fremdbrodenisprache verträglich, mit dem habe ich an dieser Stelle nichts zu schaffen: wir verstehen einander nicht, zumal da ich offen bekennen will, daß ich trotz meinen ziemlich ausgedehnten Fremdsprach-kenntnissen das Fremdwörterdeutsch nur mangelhaft ver-stehe, da es weder Deutsch noch saubere Fremdsprache ist. Ich weiß aber, daß es unzählige Deutsche aller Bildungs-stufen gibt, die, unbestimmt um den sich gelehrte gebär-denden Kampf der Fremdwörter gegen die Freunde reiner deutscher Sprache, den innigen Wunsch hegen, Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Denen will ich das Zauber-mittel verraten, das geheimnisvolle Zauberwort verkünden, wodurch sie mit einem Schlage, ganz von selbst, sogar ohne die Hilfe von Verdeutschungswörterbüchern, reines Deutsch zunächst schreiben und nach einiger Übung auch sprechen können. Dieses Zauberwort heißt nicht etwa: Ich möchte gern, denn dieses bedeutet ebensoviel: Ich mag aber nicht, denn es ist zu schwer. Das Zauberwort lautet anders: „Die Sterne reißt's vom Himmel. — Das eine Wort: Ich will!“

Ein andres Zaubermittel habe ich, der ich überhaupt nicht anders als Deutsch schreiben kann, niemals ange-wandt. Der Leser braucht nur seinen Gedanken mit äußerster Schärfe und Helle durchzuwenden und ihn dann in seiner deutschen Muttersprache auszudrücken, ohne erst den Umweg über ein halbes Duzend fremder Sprachen zu nehmen; er braucht dies nur mit unbegrenztem Ernst zu wollen, und er wird zu seiner freudigen Überraschung gewahren, nicht nur, daß er es kann, was sich für einen noch nicht ganz verbildeten Deutschen von selbst versteht, sondern daß alles von ihm Geschriebene alsogleich das Gepräge lauterer Klarheit, Echtheit, Wahrheit gewinnt. Ins Schrollenhafte braucht kein deutscher Schreiber sich dabei zu verieren. Fremdwörter wie Politik, Diplomat, Lite-ratur, Drama, Typis, Konzert und noch einige Duzend andre braucht keiner zu vermeiden; aber es ist etwelcher Unter-schied zwischen diesen Duzenden — mehr sind es nicht! — und den vielen Hunderten, nein Tausenden fremder Wörter, aus denen der Sprachflüsterfluch unserer meisten Schreiber besteht.

In einem unvollendeten Gedichte Schillers heißt es: „Die deutsche Sprache wird die Welt beherrschen.“ Schiller hat hierbei gewiß nicht an das Deutsche als Sprache aller Völker gedacht, sondern nur an eine deutsche Welt-sprache neben einigen andern. An solche deutsche Welt-sprache glaube auch ich, aber unter der Bedingung, daß sie wirklich deutsch sei. Unsere Fremdwörter reden sich ein, daß sie durch möglichst viele fremdsprachliche Bröck-lein, durch eine Art von Maltaronideutsch, wie man früher eine „Maltaronisprache“ aus deutschen Wurzeln und latei-nischen Beugungen zum Späße schrieb, den Ausländern das Erlernen der deutschen Sprache schmachhafter machen könnten. Sie sollten nur in der Presse unserer Todfeinde, besonders in der französischen, den blutigen Hohn über ihr Kosmopolitendeutsch lesen! Etwa den Aufruf in einer der letzten Nummern des „Echo de Paris“ über die wahre Boche-Sprache: „Le Boche tel qu'on lo parle.“ Als scheußliches Beispiel wird unter anderem angeführt das in der Zeitungsblatte „Menschenmaterial“, dürfen wir uns solchen Schimpf dauern bieten lassen? Und was, o meine Brü-der, haben wir dem französischen Schimpfer Tüftiges zu erwidern?



Zu den Großtaten unserer Luftschiffe im Kampfe gegen England: Ein auf einer Erkundungsfahrt befindliches Zeppelin-Luftschiff beteiligt sich an einem Gefecht in der Nordsee. Nach einer Zeichnung für die Vespäiger „Staatszeitung“ von G. Romm.

## England und Holland. / Von Paul Dehn.

Seit Kriegsbeginn war die englische Politik bemüht, unter Ausnutzung großer Geldmittel für den Preisfeldzug zunächst die öffentliche Meinung in den neutralen Ländern zu gewinnen und sodann durch Versprechungen, Bedrohungen und Drohungen die neutralen Regierungen in den Krieg gegen Deutschland hineinzuziehen.

Eduard VII. hatte mit seiner Einkreisungspolitik vorgearbeitet und außer Belgien auch Norwegen unter englischen Einfluß gebracht. Portugal stand schon lange in englischer Gefolgschaft. Dänemark und Rumänien waren so bearbeitet worden, daß sie sich dem Vierverbande bei einem siegreichen Vordringen anschließen hätten. Schweden, die Schweiz und Spanien widerstanden den englischen Bemühungen. Auch Griechenland ließ sich trotz größtlicher Vergewaltigung nicht in den Krieg hineinzwängen. Die Mobilisierung aller neutralen Staaten für den heiligen Krieg des „selbstlosesten Reiches aller Zeiten“ um Völkerfreiheit, Zivilisation, Kultur usw. gegen das „erobertungsgerige, vertragsbrüchige, militärische, friedensstörende, völkerbedrückende, gottvergeßene und gottverlassene“ Deutschland, gegen dieses „Uebel der Welt“ scheiterte an den deutschen Waffentaten zu Lande und zur See.

Noch blieb in Europa ein kleiner Staat, dessen Neutralität von der englischen Politik unangenehm empfunden und beständig angefochten wurde: Holland. Seit Cromwells Zeiten war England der gefährlichste und rücksichtsloseste Gegner Hollands gewesen, hatte das kleine, aber seemächtige Land bekämpft und schließlich niedergezwungen, hatte ihm in den Napoleonischen Kriegen die besten Kolonien, darunter das Kapland, Ceylon usw. geraubt und sein Aufkommen verhindert, um es wie Belgien als Brückenkopf gegen das Festland zu benützen. Härter als andere Staaten wurde Holland im Verlaufe dieses großen Krieges von der englischen Seewillkür betroffen. Zu schwach, um seine Rechte zu wahren, mußte Holland zusehen, wie die angebliche Schutzmacht der kleinen Staaten seine Schiffe anhielt, wegführte und durchsuchte, seinen Handel störte, seine Briefe und Drahtnachrichten, ja selbst Wertpapiere auf den Schiffen wegnahm und seine Einfuhr beschränkte, um jede Weiterausfuhr nach Deutschland zu verhindern.

Gleichzeitig warb dasselbe England um die Gunst der öffentlichen Meinung in Holland. Die englischen Konsuln daselbst ließen,



Herzog Albrecht von Württemberg (x), der Führer einer Armee im Westen, mit den Herren seines Stabes. (Phot. Eito, Berlin.)

Nordbrabant auch das sogenannte Staatslandern, d. i. jenen Teil der holländischen Provinz Zeeland, der auf dem linken Scheldeufer liegt. England strebt nach freier Verfügung über die Schelde, so daß englische Kriegsschiffe jederzeit Antwerpen anlaufen können, ohne holländisches Gebiet durchfahren zu müssen. Holland solle Erlaß in Ostfriesland und am Rhein haben. Hollands Stellung an der unteren Schelde ist für die englische Politik ein Stein des Anstoßes. Das weiß man im Haag und hat nicht vergessen, daß England während der Marokkoreise vom Sommer 1911 für Frankreich ein Hilfsheer von 160.000 Mann aufgestellt hatte, um es nach Antwerpen einzuschiffen. Darauf schritt Holland zur Befestigung der Scheldemündung bei Willemingen, ohne Englands unbefugten Einspruch zu beachten.

Vor dem Kriege war die holländische Regierung auf die Erhaltung freundlicher Beziehungen besonders zu England bedacht, weil sie von ihm eine Sicherung ihres südostasiatischen Inselreiches mit Java, Sumatra usw., den Quellen des holländischen Reichtums, erwartete. Diese Erwartung wurde erschüttert, als England den Japanern gestattete, Tsingtau zu nehmen und die deutschen Marschall- und Karolineninseln zu besetzen, und dadurch den großjapanischen Gedanken mit dem Ziel einer Zusammenfassung Ostasiens bis zur Straße von Malakka unter Einfluß Niederländisch-Indiens neubelebte. Hervorragende Japaner, darunter ein früherer Minister, verlangten, Japan möge die stammverwandten Malaien auf Java usw. von der holländischen Herrschaft befreien. Sollte Japan den großen Krieg benützen, um sich der holländischen Besitzungen zu bemächtigen, so würde England außer Stande sein, seine gelben Bundesgenossen zurückzuhalten.

Ende März hatten die Vierverbandsmächte in Paris gemeinsame Maßregeln zur Verhütung von Zufahren an die Mittelmeere besprochen. Am 31. März sah sich die holländische Regierung veranlaßt, eine Erhöhung der militärischen Vereischaft anzuordnen, da sie nach einer halbamtlichen Auslassung aus gewissen Umständen eine Zunahme der Gefahr für das Land befürchtete, dessen strenge Neutralität sie unerschütterlich aufrechterhalten wollte. Anscheinend besorgte man in Amsterdam eine scharfe Blockade Hollands mit bedenklichen Folgewirkungen. Der holländische Ackerbau, eine Art englischer Nebenregierung, mit seiner peniblen Überwachung der holländischen Ausfuhr nach Deutschland genügt den Engländern nicht. Man beanstandete in London unter anderem die Ausfuhr holländischer Schweine nach Deutschland,



Kronprinz Georg von Sachsen im Gespräch mit sächsischen Soldaten in einer kleinen französischen Stadt. (Hofphot. Eberth, Cassel.)



Deutsche Soldaten beim Löschen eines Brandes in einer französischen Stadt. (Hofphot. Eberth, Cassel.)

## Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Hauptmann Haupt, erhielt für die Eroberung des Forts Douaumont den Orden pour le mérite. (Phot. D. Schmidt, Remscheid.)

als ob sie daheim wären, in den holländischen Städten Millionen von Flugblättern mit falschen Nachrichten über deutsche Greuel und Niederlagen unentgeltlich verbreiten, ja sogar solche Flugblätter in die Kassen einsmuggeln, um die holländischen Soldaten gegen Deutschland aufzureizen und ihnen den Glauben an die bevorstehende Vernichtung des verhassten Feindes beizubringen.

Vord. Curzon versicherte den Holländern, daß sie nach der Befreiung eines siegreichen Deutschlands tanzen müßten, falls ihnen nicht England zu Hilfe kommen würde. Zeitweilig gedachte man in London, die holländische Provinz Zeeland mit der Scheldemündung, also das Herz Hollands, während des Krieges zu packen oder zu taufen und später an Belgien zu geben. Nach einer Mitteilung des früheren holländischen Ministers Dr. V. Ruiper wollte die belgische Regierung in partibus als Ersatz für gehobene Verluste bei den Friedensverhandlungen einige holländische Gebietsteile verlangen, außer Limburg und einem Stück von

da diese Schweine, weil mit überseeischem, von England bewilligtem Mais gemästet, nicht als holländische Schweine, sondern als überseeischer „Mais auf Beinen“ anzusehen seien. Holland soll seine Grenzen gegen Deutschland für jeden Verkehr absperrten, also seine nach allen Seiten hin gewissenhafte Neutralität verlegen und sich selbst in ernste Schwierigkeiten stürzen. Anscheinend hielt man in Holland auch eine Vergewaltigung der Neutralität für möglich, wie sie Griechenland zu erdulden hatte. Indessen überschätzt England seine Macht, wenn es hofft, Holland gewaltsam aus seiner Neutralität zu drängen und in den Krieg hineinzuzwingen.

Während England mit seiner Seewillkür dem holländischen Handel unberechenbaren Schaden zugefügt und die holländische Neutralität vielfach verletzt hat und noch härter als bisher bedroht, war Deutschland bestrebt, die Neutralität seines Nachbarlandes sorgfältig zu achten und dessen Unabhängigkeit und Selbstbestimmungsrecht in keiner Weise anzutasten.



Oberleutnant v. Brandis, erhielt für die Eroberung des Forts Douaumont den Orden pour le mérite. (Phot. E. Giese & Co., Neu-Ruppin.)



Das „Weiße Schloß“ bei Hollebeke am Oser-Kanal im englischen Granatfeuer während einer hellen Mondschimmacht. Nach einer Skizze für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zur Front im Westen zugelaufenen Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.



85 km vor Paris: Im Schloßpark von Dr. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Berthold Adolph.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

A large, detailed illustration of a biplane flying over a landscape. The biplane is a dark color with a lighter-colored fuselage and a propeller. It is flying over a landscape that features a winding river or path, a small boat, and some buildings. The style is reminiscent of early 20th-century aviation art.

Text und Bilder vom Kriegsmaler Professor Georg Schöbel.

Welch ein Anblick, wenn die verladenden Sachen auf einer deutschen Station in gewaltigem Sturz aus einem Waggon auf den Bahnsteig niederfallen! Sind auch die leuchtenden Farben der früheren preussischen Uniformen dem schlichten Feldgrau gewichen, Sturm und Wetter, Sonnenbrand und nicht zuletzt



Ausladen von Beutematerial.

Von der Beutemassifikation aus wird der ganze Segen in ausgedehnte Sortierdämme gebracht. Ausrichtung- und Befeldungsgegenstände, an denen sich Gebettete befinden, sämtliche Utensilien sind auf überhöhten Befeistwerden in mächtige Desinfektionströge geworfen, also wie etwa zwei Stunden in einer fünfprozentigen Lösung von Atrolletie liegen bleiben. Wäsche und sonstige Baumwoll- oder Leinwandgegenstände durch Desinfektionsapparate, um alle Keime zu vernichten, flucht, sicher zu vertigen. Zivilmündlichkeiten übernehmen es sodann, die der Körperbefeldung dienenden Sachen noch vollends zu säubern, während Weiblein aller



Geschoßkörbe.



Allelei Beutestücke.

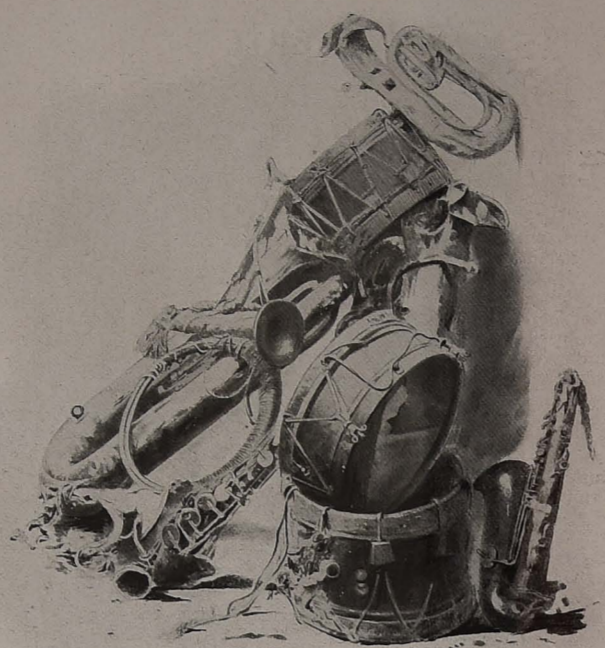
Art, alte und junge, hübsche und häßliche sich bereit halten, die Ausrüstungsgegenstände nach der Desinfektion zu waschen und blank zu reiben. Die Tornister werden besonders liebevoll behandelt. Deutschlands Sauberkeit und Akkuratheit betätigt sich auch in diesen Nebenbingen der Kriegführung aus glänzender Weise.

All die geringsten Gegenstände werden nunmehr auf geräumigen Böden getrocknet und an die Bekleidungsämter abgeliefert, ohne weitere Instandsetzung, die erst später erfolgt, und zwar gründlich.

Zu vielen Hunderten stehen dort die Stiefel: jeder könnte eine Geschichte erzählen vom Heldentum seines Trägers, von endlosen Märschen durch Morast, Sumpf oder mahelnden Sand, vom Aufenthalt in feuchten Schützengräben. So manche Stiefelspitze ist von einem Granatsplitter fortgerissen, unzählige Schäfte von Kugeln durchlöchert, und das Leder durch den Einfluß der Nässe verhärtet.

Und nun erst die Helme! Ihrer Spitzen, Adler, Sturmriemen beraubt, tragen sie sämtlich „ehrenvolle“ Verbeulungen; manche sind völlig platt gedrückt. Auch Frankreichs „Stahlhelme“ zeigen kräftige Marken von Angriff und Widerstand.

In diesen reichgefüllten Beutesammeln herrscht streng „des Dienstes immer gleich



Beschädigte Trompeten und Trommeln.

gestellte Uhr“; es werden Tag- und Nachtschichten gemacht, zweimal zehn Stunden täglich. Das Personal verfügt über besondere Anzüge für „reine“ und „unreine“ Räume und ist verpflichtet, nach getaner Arbeit ein Brausebad zu nehmen.

Der Anblick aufgeschapelter Musikinstrumente mit ihren seltsamen Formen bot oft ganz überwindende Effekte. Ebenso die Sammlungen von Maschinengewehren und Trommeln fremdländischer Herkunft.

Welche Formen und Farben zeigten sich da! Alte malerische Stücke mit köstlichem Schnur- und Troddelbehang. Diese Trommel- und Blasinstrumente hätte der alte Malerfürst Menzel sehen müssen! Tag und Nacht wäre er nicht fortzubringen gewesen. Welche Reflexe hätte er allein aus den Trompeten herausgeholt! Jeder Knoten in der Bewicklung wäre ihm wichtig erschienen!

Die Beute muß aufs sorgfältigste bewacht werden. Viele Neugierige umschlichen die blitzenden Stapel. Ein kontisziertes aussehendes Individuum, es hieß möglicherweise Maurice Rheinwein in einem kleinen französischen Nest, mit einem abgefahrenen französischen Spion zugleich eingeliefert, konnte die gierigen Blidegar nicht losreißen von der Herrlichkeit, strich sich lustig den langen Bart und



Arbeiterin mit Tornistern.



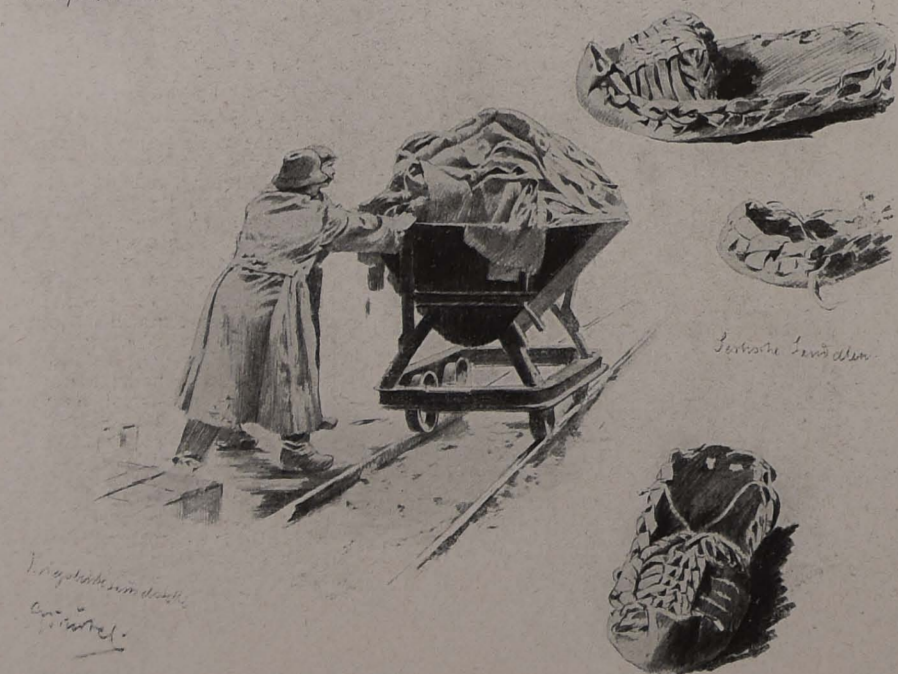
Reparaturbedürftige Spaten und Helme.



In der Rantine.



Arbeiten an Umkleeschirmen.



Oben: Desinfektion von Armaturstücken. Unten: Transport zur Desinfektionsstelle. Rechts: Serbische Sandalen.

murmelte allerlei Unverständliches.

Im ganzen genommen bedeutet es eine mühselige und peinliche Arbeit, die Beute wieder felddienlich herzustellen, all ihre Schäden auszubessern, die Flecken und unliebsamen Bewohner davon zu entfernen.

Aber ein gewaltiges Kapital wird dem Vaterland erspart durch die Sorgfalt, mit der deutsche Hände bemüht sind, zu sammeln, zu reinigen, „auf neu“ zu arbeiten. Drei, viermal wandert der nämliche Gegenstand hinaus in Feindesland, genau wie unsere tapferen Bewunderten, die den Augenblick nicht erwarten können, bis sie wieder „draußen“ ihre Pflicht tun dürfen.

Die „Kriegsbeute“, das heißt die fremdländischen Uniformen, Ausrüstungsstücke, Trommeln und Blasinstru-



Sammelraum.

In den Argonnen und im Maasgebiet erfüllten die Feuerkämpfe nur vorübergehende Abschwächung.

Gegen die Front unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls von Hindenburg erneuerten die Russen gestern die Angriffe mit besonderer Heftigkeit.

So stiegen sie mit im Osten bisher unerhörtem Einsatz an Menschen und Munition gegen die deutschen Linien nordwestlich von Jofobstadt vor; sie erlitten dementsprechende Verluste, ohne irgendwelchen Erfolg zu erringen. Bei Melitoje-Selo (südlich von Widoj) nahmen unsere Vortruppen in einem glücklichen Gefecht den Russen 57 Gefangene ab und erbeuteten 2 Maschinengewehre. Wiederholte Bemühungen des Feindes gegen unsere Stellungen nordwestlich von Widoj scheiterten völlig.

## Kriegschronik.

(Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite.)

26. März 1916.

Der deutsche Admiralstab berichtet über diesen Fliegerangriff: Am 25. März morgens haben englische Seestreitkräfte einen Fliegerangriff auf den nördlichen Teil der nordfranzösischen Küste herangetragen. Zwei auf Vorposten befindliche armierte Fischdampfer sind den englischen Schiffen zum Opfer gefallen. Unsere Marineflugzeuge griffen die englischen Seestreitkräfte an und erzielten eine Anzahl Treffer. Ein Torpedobootzerstörer wurde schwer beschädigt. Von unseren sofort ausgelandeten Seestreitkräften stiegen nur einzelne Torpedoboote in der Nacht vom 25. zum 26. auf den abziehenden Feind. Eins dieser Torpedoboote ist bisher nicht zurückgekehrt.

27. März 1916.

Heute früh beschädigten die Engländer durch eine umfangreiche Sprengung unsere Stellung bei St-Eloi (südlich von Ypern) in einer Ausdehnung von über 100 m und fügten der dort stehenden Kompanie Verluste zu.

In der Gegend nordöstlich und östlich von Vermelles hatten wir im Minentampf Erfolge und machten Gefangene. Weiter südlich bei La Basselle (nordöstlich von Albert) hinderten wir schwächere englische Abteilungen durch Feuer am Vorgehen gegen unsere Stellung.

Die Engländer beschossen in den letzten Tagen wieder die Stadt Lens.



Bei der Stiefelreinigung.



Arbeiterinnen mit Helmen.

mente, die so manchem den frühen Tod verkündeten, diese Helme, Räusche und Ausbläse, diese Gasmasken, diese Geschütze, bei denen die feindliche Kugel oft haarstarr durch den Lauf hindurchging, diese heimtückischen Fußangeln, die, zu Boden geworfen, stets einen Dorn nach oben kehren und dem ahnungslos darauf Tretenden schwer die Sohle verlegen, die kleinen Apparate zur Herstellung der fluchwürdigen Dumdumgeschosse, die Englands schmachtelnde Krämerseelen sich nicht entblödeten, auf Menschen loszulassen — all diese Dinge werden, zu Tropfen zusammengefaßt, später die großen Anziehungspunkte der Zeughäuser bilden.

Und in hoffentlich naher Friedenszeit werden diese Tropfen eine gewaltige stumme Sprache reden von unüberwindlicher Tapferkeit, von blutbefleckter Treue gegen Kaiser und Reich, von nimmermüdem Wusharren in Gefahr und Tod, von niederzwingender Rühnheit — die Sprache, die Deutschland gesprochen hat unterm Donner seiner Geschütze, sich behauptend gegen ein Meer von Feinden!

Das walte Gott!



Vor dem Desinfektionsapparat.

Nachdem südlich des Marocz-Sees mehrfache starke Angriffe von Teilen dreier russischer Armeekorps abgeschlagen waren, traten westpreussische Regimenter bei Motzyce zum Gegenstoß an, um Artilleriebeobachtungsstellen, die beim Zurückbiegen unserer Front am 20. März verlorengegangen waren, zurückzunehmen.

Die tapfere Truppe löste ihre Aufgabe in vollem Umfange. Hierbei fielen wie bei der Abwehr der feindlichen Angriffe wurden 21 Offiziere und 2140 Mann gefangenengenommen und eine Anzahl Maschinengewehre erbeutet.

Unsere Flieger belegten die Bahnhöfe von Dünaburg, Wilejta und die Bahnanlagen an der Straße Baranowitsch-Minsk mit Bomben.

Im Götzer Widentopf eroberten österreichisch-ungarische Truppen die ganze feindliche Stellung vor dem Nordende der Podgorahöhe. Hierbei wurden 525 Italiener, darunter 13 Offiziere, gefangenengenommen.

Im Bladen-Abchnitt mühte sich der Feind vergebens ab, die ihm entziffenen Gräben wiederzugewinnen. Die Kämpfe nahmen an Ausdehnung zu und dauerten die ganze Nacht fort.

# Der Hundertste. Kriegserzählung von Fritz Müller.

Der Alois Guglupf hatte einen lustigen Namen und einen nachdenklichen Kopf. Holzknecht war er in Tiroler Wäldern, und seine Bäume fällte er wie irgendeiner. Seine Kameraden sangen oft bei ihrer Arbeit. Manchmal im Takte mit den Schlägen, wenn sie die Bäume fällten. Dabei war der Takt geschwind und draufgängerisch. „Geh, Alois Guglupf, sing mit“, sagten sie. Aber er sang nicht mit. Gelinder wurde der Gesang, wenn sie die Äste von den gefällten Bäumen hieben.

„Geh, Alois Guglupf, sing mit“, sagten sie wieder. Aber er sang nicht mit.

Langsam aber und schwermütig wurde der Gesang, wenn sie die Rinde von den Bäumen schälten.

„Geh, Alois Guglupf, sing mit“, sagten sie zum drittenmal. Da sang er wirklich mit. Wenn man ihn singen hörte, begriff man schon, warum die anderen immer wieder baten: „Geh, Alois Guglupf, sing mit.“ Denn wenn der Alois sang, so schälten sich die Bäume fast von selber. Aufhorchend ringelte sich die Rinde kraus vom Baume, daß es aussah, als höbe sich eine Hand ans Ohr: „Horch, der Alois Guglupf singt.“

Manchmal waren Dorfkinde in der Nähe, wenn der Alois sang. Die schlichen herbei und lugten mäuschenstill durch das Gebüsch auf den Holzfällerplatz. Jedesmal, wenn der Alois Guglupf nach einer Strophe Atem holte, sagte ein Mädchen leise:

„Es ist fast so schön, als wenn man ein Märchen erzählt.“ Wenn ein Kind flüstert, es sei fast so schön wie ein Märchen, so ist das mehr, als wenn im Stadttheater tausend Hände klatschen.

Das sagten die Mädchen. Die Dorfbuben sagten nichts. Erst als der Alois schon lange aufgehört hatte zu singen, ließ einer das auseinandergespreizte Buschwerk wieder zusammenklappen und sagte:

„Habt ihr sein Gesicht gesehen? Es hat sich gar nicht gerührt. Nicht soviel hat es sich gerührt.“

Glücklich und ein wenig gruselnd gingen sie ins Dorf zurück und bekamen Schelte, daß ihre Beerenkörbe nur halbvoll waren.

„Der Alois Guglupf hat gesungen“, sagten sie.

„Davon wird der Korb nicht voll, dummer Bub. Aber sag, wie hat er denn gesungen, der Alois?“ sagte die Mutter.

„Wie in einem Märchen“, sagte das Mädchen.

„Ja, wie ein Zauberer“, ergänzte der Bub, „der beim Zaubern nicht einmal den Mund aufzumachen braucht.“

„Fürs Singen gibt ihm kein Mensch was“, sagte der Bauer.

„Aber mit seiner Arbeit ist der Herr Förster sehr zufrieden“, sagte die Mutter, „die Försterzenz hat gesagt, daß der Alois Jagdgehilfe werden soll.“

Der neue Jagdgehilfe ging singend durch die Wälder. Der Bauer hörte ihn und sagte:

„Fürs Singen zahlt ihm keiner was.“

„Aber fürs Schießen“, sagte der Förster im Wirtshaus, „solch einen Schützen haben wir noch nie gehabt, der macht mit seiner Kugel, was er will.“

Und dann erzählte er, er habe ihm beim Schießen einmal zugeschaut: „Nicht soviel rührt sich sein Gesicht, auch die Augen nicht. Man könnte glauben, daß er tot sei.“

Neugierig und ein wenig gruselnd hörten sie ihm zu.

Kam der Krieg und holte sich den Alois Guglupf als einen der allerersten an die Front. „Den Alois können sie freilich brauchen“, sagten sie im Dorf, „denkt doch, einen, der so schießen kann, wie der Alois Guglupf.“

„Ja“, stimmten andere zu, „und einen, der so mit der Axt umgehen kann, wie der Alois Guglupf.“

„Ja“, sagten die Frauen, „und einen, der so singen kann wie der Alois Guglupf.“

Alle bekamen sie recht. Denn wenn die getroffenen Russen noch hätten schreiben können, sie hätten an das Dorf geschrieben: „Verdammt nochmal, kann euer Alois Guglupf aber schießen!“

Und wenn die im Hui geschlagenen Brücken eine Botschaft hätten geben können: „Bombenelement, kann euer Alois Guglupf die Bäume fällen!“

Die dritten aber, seine Kameraden, konnten schreiben: „Teufel, Teufel, kann der Alois singen. Wenn wir den nicht beim Marschieren hätten...“

Dann war es, daß sie den Alois Guglupf von der russischen Front nach Südtirol herunterholten. Hoch in den Bergen wiesen sie ihm einen Arbeitsplatz an. Felsen, Wasser, Schründen, aber nicht ein Baum, den er hätte fällen können. Also fort mit der Axt.

Aber auch kein Wild, das er hätte schießen können. Also fort mit der Büch—

„Halt, Alois Guglupf, Wild genug. Über diese Schründen klettern Schleichpatrouillen unserer Feinde. Mach deine Sache gut.“

Da versteinerte Alois Guglupfs Gesicht noch mehr. Wie ein Stück von diesen unbewegten Bergen sah es aus. Lautlos, gleich einer Spinne, lief Alois seinen Bergen übers verrunzelte Gesicht, das ebensowenig zuckte, als wenn über sein Gesicht hurtige Gedanken liefen.

Auf einmal blieb er stille stehen auf einem Felsband. Seine Nasenflügel blähten sich. Einen italienischen Fluch trug ihm der Wind von ferne zu.

Alois Guglupf schob sich mit zwei Zuckern seiner Schultern in die Bergspalte und rührte sich nicht mehr. Stein war er jetzt vom Stein. Ein verlorenes Wassersträhnenchen floß ihm ungehemmt an seiner Schläfe herunter. Keine Augen mehr, zwei Bergdisteln starrten aus den Augenhöhlen. Das war kein Bart mehr an seinem Kinn, das waren Moosbüschel, mit denen der Bergwind ein wenig spielte. Das war kein Gewehr mehr, das im Anschlag lag, das war ein verdorrter Latschenast, der hilflos aus dem Felsgesteine ragte.

Auf der drüheren Bergwand hatte das welsche Fluchen über den verdammten Steinweg aufgehört. Stumm taten die sechs Alpini ihre Bergpflicht. Auf einmal warf der dritte lautlos seine Arme hoch und stürzte aus der Reihe in die Tiefe. Hundertstimmiges Echo eines Schusses grollte ihm nach. Die Alpini stoben auseinander.

Wieder peitschte eine Riesengeißel in der Luft, ein zweiter stürzte unter Donnerrollen in die Tiefe.

Wütendes Geschrei, Kommando — vier Alpini lagen still, suchten, spähten, lugten. Aber sie sahen nichts. Nur Schründen sahen sie und Rillen, dürre Äste da und dort, und die letzten Disteln brannten silbern auf den grauen, mitleidslosen Hängen.

„Keine Gefahr mehr“, flüsterte der Führer der Patrouille und straffte sich langsam aus der Kniebeuge. Aber da sank er auch schon wieder ein und erlosch unterm dritten Donnercho.

Entsetzt feuerten die anderen drei dahin, dorthin. Ein paar Latschen splitterten, ein Geier kreischte auf, sonst nichts. Wieder legten sie sich hin und spähten um ihr Leben, grimmig zitternd. Was jetzt? Auch das Gebirge hielt den Atem an.

„Zurück“, gab einer von den dreien das Lösungswort. Nein, nicht laufen wollten sie, lieber trotzig sterben, wenn's schon sein mußte, in diesem fürchterlichen Felsenzirkus.

Da schoß es den in der Mitte heraus, sauber, ohne Aufflackern. So wie ein Kirchendiener eine Kerze löscht, während die Orgel machtvoll einsetzt. Nur daß die Löschkapuze des Kirchendieners dieser Berge an unsichtbarer Stange über das Tal herüberfuhr.

Vorbei mit dem Trotzigsterbenwollen der beiden anderen. Sie liefen, sie rannten, sie sprangen wie toll den Felspfad hinab. Pumm — ein fünfter Schuß. Nur mehr einer rannte, den Bergschreck im Genick. Nur mehr einer langte bei den Kameraden unten an, verklebt das Stirnhaar, zerfranst den Irrblick, einen Latschenknüppel in der Hand, den er präsentierte, als sei es sein Gewehr, das ihm der sechste Schuß aus dem Nichts aus der Hand gesplittert hatte.

„Er ist wahnsinnig geworden“, sagten sie unten mit Grauen, während droben sich eine Graugestalt mit einem zweimaligen Schulterrütteln aus der Felsennische löste, wie ein gewachsener Stein, der aus einer gelockerten Mauer kollert.

Alois Guglupf machte mit dem Taschenmesser fünf kleine Ritzer in den Schaft des Gewehrs, das er für die welsche Front erhalten hatte.

„Fünfe“, murmelte es aus dem unbewegten Gesicht, „schad“, es hätten sechs sein können.“

Halb ungläubig hörte sein Leutnant den Bericht. Aber als er von den Strichen am Gewehr schaffte dem Alois Guglupf ins Auge sah, wußte er, es war wahr.

„Herrgott, muß der die Welschen hassen!“ flüsterten sie hinter ihm. Hassen? Nein, Alois Guglupf haßte die Welschen nicht. Haßt der Jäger denn das Wild, das er erlegt? Den Haß, den hatte sein Vorfahr noch, der vielleicht im Teutoburger Wald den Speer gegen Rom gehoben hatte, und der auch jetzt aus dem summanden Blut heraufgriff, um seinem Enkel das Gewehr im Anschlag festzuhalten:

„Ziel, Alois, ziel, mach deine Sach' gut!“

Eine Woche ging ins Land und kritzelte elf neue Striche auf den Gewehrkolben, elf kleine saubere Striche. Waren sechzehn. Der Alois sah es schon, man mußte Zehnerreihen machen. So, viere fehlten jetzt noch von der zweiten Reihe. Er holte sie sich am nächsten Tag in aller Herrgottsfrühe. Und noch einen dazu, so daß wieder eine Reihe angefangen war.



Unsere Marine im Weltkrieg: Kohlenübernahme eines Großkampfschiffes. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

„Angefangene Sachen muß man fertigmachen,“ dachte der Alois Guglupf, „erst, wenn's einmal auf einem Pirschgang einen glatten Zehner gibt, hör' ich auf.“

Wieder ging eine Woche über das Gebirge. Alois Guglupf war jetzt im vierten Zehner. Der Oberst ließ ihn kommen:

„Alois Guglupf, du bist der beste Schütze in der ganzen Division.“

Alois sagte nichts. Unbewegt schaute sein Gesicht.

„Alois Guglupf, ich habe dir diese Auszeichnung an die Brust zu heften — das Vaterland bedankt sich — gib mir deine Hand.“

Der Oberst war überrascht, wie weich und gut sich diese Hand anfühlte. Er war fast auf einen Schauer aus diesem Händedruck gefaßt gewesen. Der unfehlbare Blitz, der aus diesem holzgeschnitzten Antlitz auf den Feind fuhr, jetzt schon dreißigmal in ein paar Wochen — es kam ihm doch ein leichtes Grauen.

Im Regiment betrachteten sie ihn mit einer scheuen Ehrfurcht. Ein Raunen ging um: Nicht daß des Alois Guglupfs Kugeln verhext gewesen wären, hieß es, aber untertan seien sie ihm doch. Lenken könne er sie, wie er wolle.

Ja, tat ein anderer wichtig, und des Guglupfs Kugeln blieben nicht stecken, ein gefangener Italiener habe es ihm verraten. Durch gingen sie, durch jeden Körper, und flögen weit hinaus ins Welschland, rastlos weiter treffend, streifend, tötend.

Ein Leutnant stand dabei und hörte es. An die Mütter, an die Bräute der durch Alois Kugeln Hingerafften hat er dabei denken müssen.

Aber die der Alois traf, raunte ein dritter, die seien gar nicht tot. Nach dem Kriege würden sie wieder lebendig. Nur daß sie dann immer mit dem Schußkanal durch die Brust umhergehen müßten. Denn der bliebe immer offen, der könne nie verheilen. Das läge so in den besonderen Kugeln, die der Alois Guglupf verschieße.

Eine gruselige Stimmung wollte sich der Soldaten bemächtigen. Das war dem Leutnant nicht recht. Sollte er mit einem Donnerwetter dreinfahren? Aber da kam ihm der Korporal zuvor:

„Ja,“ sagte er geheimnisvoll zu der aufhorchenden Mannschaft am Wachtfeuer, „und diese Schußkanäle, die nicht heilen, werden nach dem Kriege auszementiert, und wenn die Kinder brav gewesen sind, so dürfen sie am Sonntag durch den Vater durchschauen, daß ihr es nur wißt.“

Die Soldaten sahen sich an. Schon wollten sie lachen. Aber —

„Und wenn sie durchschauen,“ nahm der mit den Gruselgeschichten den Faden wieder auf, „so können sie beim Glockenläuten des Vaters Herz klopfen sehen.“

Gedämpfte Schritte klangen. Eine Nachtpatrouille ging vorbei zum Anstieg ins Gebirge. Einer warf einen langen Schatten. Es war der Alois Guglupf.

Ein paar Soldaten fröstelte, trotzdem sie zunächst am Lagerfeuer saßen.

Am nächsten Mittag kamen zwei von dieser Dreierpatrouille mit verstörten Gesichtern zurück. Sie konnten erst gar nicht erzählen. Nur auf ein seltsam verkritztes Gewehr, das sie mitgebracht hatten, deuteten sie mit Grauen. Stoßweise kamen dann die Sätze an den Leutnant angeprasselt. Der mußte sie erst verbinden, bis aus ihnen die Geschichte stieg:

Mit dem Alois Guglupf wären sie in der Nacht ins Gebirge geklettert. Knapp vor dem Morgengrauen hätten sie die anbefohlene Stelle gegenüber dem Engpaß auf der anderen Talseite erreicht. Der Alois Guglupf habe wie gewöhnlich auf dem ganzen Weg kein Wort gesprochen. Aber die Stelle, wo sie die feindliche Proviantkolonne von drüben ablauern sollten, schien ihm nicht geheuer. Eine Bergrinne habe er prüfend hinaufgeschaut:

„Hoffentlich gibt's keinen Steinschlag“, hätten sie ihn murmeln hören. Aber da sei es schon Tag gewesen, und sie hätten fernes Getrappel vernommen. Vorsichtig hätten sie sich dann in die Rinne gedrückt. Wie ein versteinertes Salamander sei der Alois dringelegen, so unbeweglich und doch so schmiegsam.

Fast sorglos sei der Feind auf der anderen Talseite heraufgekommen. Und es sei nicht nur eine Proviantkolonne gewesen, sondern auch noch eine große Ablösungsabteilung. Schon hätten sie mit dem Schießen beginnen wollen. Aber der Alois habe es nicht gelitten. Alle müßten sie erst bei dem hängenden Steinblock drüben vorbei sein. Und es habe ausgesehen, als nicke er dem Block da drüben zu: Wir kennen uns.

Es sei schrecklich schwer gewesen, dies Warten. Denn sie hätten ein paarmal gutes Ziel gehabt. Aber der Alois habe fast mit Gewalt ihre Gewehre niedergehalten: Noch nicht, noch nicht, erst muß der letzte unterm Blocke durch sein.

So, jetzt war der letzte durch. Da habe schon des Alois Büchse hinübergelacht. Aber er habe sie auf gar keinen Feind angelegt gehabt, sondern auf den Block. Da müsse er eine umklammernde Wurzel oder

sonst eine Vorrichtung getroffen haben, die den Block hielt. Denn gleich darauf habe sich der Block schwerfällig in Bewegung gesetzt und sich breit versperrend auf den Saumweg niedergelassen.

„So, jetzt,“ habe der Alois mit seinem steinernen Gesicht gesagt, „ich halte immer auf den vordern, ihr dahinter — los!“

Herrgott, sei das ein Feuern gewesen und ein Geschrei über das Tal herüber. Zuerst hätten die Soldaten drüben alles aufgeboten, sie zu entdecken. Aber der Schlupfwinkel verbarg sie zu gut, wenn sie ruhig blieben. Schon wären ein Dutzend Feinde erschossen gewesen. Da habe diese das Grauen gepackt. Rückwärts wollten sie. Aber wie ein Riegel sei der glatte Felsblock unübersteigbar dagelegen. Dann seien sie in wilder Hast nach vorn gestürzt, einer den anderen überrennend. Aber vorne habe der Alois mit seinem unfehlbaren Gewehr auch eine Sperre geschaffen, über die keiner hinüberkam, es sei denn, tot. Und dahinter hätten sie beide mit ihren Gewehren gewütet. Einmal hätten sie einen Maulesel getroffen.

„Keine Tiere,“ habe da des Alois steinernes Gesicht gemurmelt, „keine Tiere, das zählt nicht.“ Dabei habe er beim Schießen immer langsam bis zehn gezählt. Und nach jedem Zehner habe er das Gewehr rasch abgesetzt und auf dem Schaft geschwind etwas eingekritzelt.

Drüben sei der Tumult entsetzlich gewesen. Auf Geratewohl hätten sie geschossen, weil sie niemanden entdecken konnten, und mit einem Maschinengewehrfeuer hätten sie die kahlen Felswände abgepeitscht.

Ob's noch nicht genug sei, hätten sie dem Alois heiser zugeflüstert. Aber der habe sie nicht verstanden, schien es.

Da sei auf einmal drüben in dem Brüllen eine Stille eingetreten. Vielleicht, weil sie doch keinen Ausweg mehr sahen, weil sie sich abgefunden hatten mit dem fürchterlichen Kampfschicksal gegen einen unsichtbaren Feind. Und nun sei das Entsetzlichste gekommen, was sie nie vergessen könnten.

Mitten in diese Stille hinein, habe der Alois zu singen angefangen, richtig zu singen. Zuerst hätten sie ihm an die Gurgel springen wollen: Mensch, bist du verrückt, sie müssen uns entdecken!

Aber der Gesang habe in dem Felsengeklüfte so vielfach von allen Seiten widerhallt, daß die drüben erst recht nicht gewußt hätten, wo der Tod saß. Wieder sei ihr Geschrei und ihr Geknatter dazwischengefahren und habe den Gesang erstickt. Aber zwischen den Pausen sei der fürchterliche Gesang des Alois immer wieder durchgedrungen. Nicht einmal wild sei er gewesen, sondern fast weich, nur vom Bergecho mächtig vervielfacht. Und sie hätten es nicht gewagt, ihn zu unterbrechen. So erschrocken seien sie darüber gewesen, weil sich auch das Gesicht des Alois beim Gesang nicht so viel rührte.

Auf die drüben müsse der Gesang einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht haben. Kaum daß sie sich mehr gerührt hätten. Nur mehr „Il diavolo! il diavolo!“ hätten sie von Zeit zu Zeit geschrien, und immer lichter seien ihre Reihen geworden. Nur wenige hätten auf den steilen Hängen sich flüchten können.

Da, auf einmal habe der steinerne Alois das Gewehr wieder abgesetzt und mit seinem Messer in den Schaft geritzt und geritzt und dazu gezählt:

„ . . . fünfundneunzig, sechsundneunzig, siebenundneunzig, achtundneunzig, neunundneunzig — so, jetzt noch einer.“

Aber drüben hätte sich nichts mehr gerührt. Totenstill sei es gewesen.

„Einen brauch ich noch — einen brauch ich noch“, hätte das schreckliche steinerne Gesicht gemurmelt, und suchend sei sein Gewehrlauf langsam hin- und hergefahren.

„Einen muß ich noch haben — den Hundertsten brauch ich noch — der Hundertste, wo ist der Hundertste — der Hun—dert—stel!“

Da habe es über ihren Köpfen ein wenig geraschelt, dann gepfiffen. Blitzschnell habe sich der Alois umgesehen, aber da sei ihm ein faustgroßer Stein von der Rinne her mit einem mächtigen Sprunge gerade auf die Stirne gefahren. Wortlos sei er zusammengebrochen.

Lange hätten sie sich abgemüht, ihn am Fuß der Steinrinne im Geröll zu begraben, im Angesicht der feindlichen Kolonne, die er vernichtet habe. Und immer wieder hätten sie Sand und Geröll herzugetragen, weil es ihnen gewesen sei, als schaue das steinerne Gesicht noch immer durch das Geröll und singe . . .

Aber dem Alois Guglupf sein Gewehr hätten sie mitgebracht.

Erschüttert hatte der Leutnant dieses Gewehr aufgenommen. Schweigend überblickte er die kleinen Kritzler, die in Reihen untereinander standen wie Soldaten. Einer fehlte in der letzten Reihe.

„Hundert“, sagte der Leutnant langsam und ritzte ein Kreuz in den Gewehrchaft.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Am Marem. Nach einem Gemälde des Kriegsmalers Wilhelm Schreier.



Österreichisch-ungarische Stellung an der Strypa.



Deckungsbau für die Schwere Artillerie an der Strypafront.

## Der Aufmarsch der deutschen Industrie im Kriege.

Vom Agl. Wirklichen Rat S. Osel, München.

Rein besseres, kein ehrenreineres Bild für die Arbeit unserer deutschen Industrie in der Kriegszeit weiß ich, als sie jener unserer heldenhaften Heere vor dem Feinde gleichzustellen. Ein wunderbar rhythmischer Gleichklang: der eiserne Schritt unserer Bataillone, das Donnern der Geschütze und Raffen der Fußtruppe mit den klappernden Hufen der Kasse und die glühende Rote der Hochöfen und Walzwerke, das Dröhnen der Hämmer, das Säusen der Spindeln und Surren der Drehbänke; hier und dort Millionen geschäftiger Hände unter einem Willen zur Abwehr der tödlichen Streiche heimtückischer gewaltiger Feinde, zum Schutze des Vaterlandes. Wir nehmen diesen Gleichklang heute schon als selbstverständlich hin und vergessen zu rasch, daß er erst ein Werk des Krieges selbst ist. Zwar konnte am 4. August 1914 der Telegraph in Stunden den Ruf des Kaisers zu den Waffen ins letzte Dorf tragen und wieder in Stunden der eiserne Weg die Männer zu den Fahnen führen; die Industrie aber stand entsetzt und still. Ihre Mobilmachung war noch nicht einmal gedacht. Halten wir das fest, denn es ist ein gewaltiges Zeugnis gegen die bewußte Lüge unserer Feinde, die ohne Rote der Scham im Gesicht vor der Welt uns als die längst zum Krieg Gerüsteten und Drängenden verleumben.

Wie kam's nun? — „Sie sehen, dieser Tisch ist leer; die große Arbeit ist getan, die Mobilmachung ist



Abfeuern einer Gewehrgranate an der Ostfront.

vorüber; es ist nicht eine Reklamation gekommen, und ich habe Zeit, Besuche zu empfangen.“ — So empfing am 9. August 1914 Kriegsminister v. Falkenhayn Walter Rathenau, den er telegraphisch am Abend vorher gerufen hatte. Rathenau war, wie er in seinem am 20. Dezember 1915 in der „Deutschen Gesellschaft 1914“ gehaltenen Vortrag erzählte, von der Ungewißheit bedrückt, ob das nun von allen Seiten völlig abgeschlossene Deutschland auch all das Rüstzeug besitze, das ihm notwendig ist, wenn es, rein auf sich selbst angewiesen, einen Krieg vor sich hat, „unübersehbar in Zeit und Aufwand, in Gefahr und Opfer“. Die Unterhaltung brachte ihm die Gewißheit, daß seine Sorge vollauf berechtigt war, aber auch — dank dem zielstrebigen Entschluß des Kriegsministers — die unerwartete Aufgabe, alles das zu tun, was notwendig sei zur Sicherung des Vaterlandes Wehr nach außen und innen. Am 13. August war im preußischen Kriegsministerium die Kriegsrohstoffabteilung gegründet worden, und alle übrigen Kriegsministerien stellten sich unter ihre Leitung. Mit Walter Rathenau, einem Obersten und einem Sekretär, fing sie an, und mit vielen Tausenden arbeitete sie heute. — Nun war zunächst die Frage zu beantworten: Auf wie viele Monate hat das Land die unentbehrlichen Stoffe? Eine Statistik, für die der Beamte sechs Monate forderte, war durch eisernen Willen des Leiters in vierzehn Tagen aufgestellt. Und nach und nach wurde die Frage der Deckung beantwortet, obwohl die ihr unterstellten Stoffe von Woche zu Woche an Anzahl wuchsen.

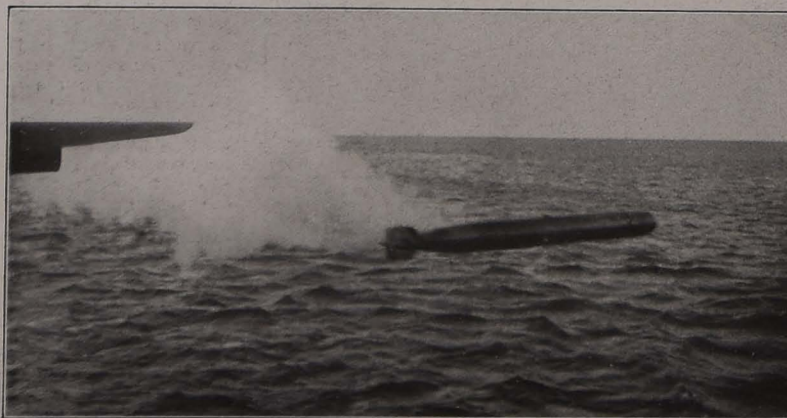
Vier Wege mußten zur Umgestaltung der Wirtschaft für den Krieg beschritten werden. Was an verfügbaren Stoffen jenseits der Grenze aus dem



Österreichisch-ungarische Zerstörer bei Termoli in voller Fahrt.



Österreichisch-ungarisches Wasserflugzeug steigt zu einem Erkundungsflug nach Valona auf.



Ein Torpedoschuß eines Österreichisch-ungarischen Kreuzers bei einem Zusammenstoß mit feindlichen Seestreitkräften.



Scheinwerferbeleuchtung einer italienischen Stadt zwischen Rimini und Ancona durch österreichisch-ungarische Kriegsschiffe während eines nächtlichen Vorstoßes in der Adria.

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.



Herzog Karl Eduard in Begleitung des Königs Ferdinand und des Prinzen August Wilhelm von Preußen beim Abmarsch der Front. (Bemerkenswert ist die zerflossene Fahne des Regiments, die schon den dritten Krieg mitmacht.)

neutralen Ausland oder aus befestigtem Feindesland hereinzugewinnen war, mußte herein. Was im Inland erzeugt werden konnte, mußte hergestellt werden, soweit es unentbehrlich und nicht erhältlich war. Neue Erzeugungsmethoden mußten helfen. Seltener Stoffe mußten durch leichter beschaffbare ersetzt werden, Surrogate und alte Fabrikate mußten aus neuen Stoffen entstehen. Die Hauptfrage aber, das allerdings unfaßbarste Neue

Seeresverwaltung erfüllt werden konnten. Ohne diese großzügige Arbeit wäre just um jene Zeit die Situation bedenklich geworden, als der gallische Vormarsch der Verbündeten den bisher größten Munitionsaufwand erforderte. Daß wir in Bayern an den Wässern der Alz angefaßt unserer Alpen unter Teil mit schaffen konnten, verdanken wir unseren dort bereits ausgebauten Wasserkräften.

Dr. N. Caro hat den Kräften unserer Alpenwässer noch manche günstige Ausnützung für die Schaffung elektrochemischer Produkte und stoffhaltiger Erzeugnisse. Die Kriegswirtschaft hat auch neue elektrotechnische und elektrophysikalische Werte Metallgewinnungsanlagen ins Leben gerufen, Arbeitsmethoden gezeitigt, die über den Krieg hinaus wirksam bleiben werden, um uns in weitestem Umfange von der Günst und Mißgunst unserer Feinde unabhängig zu machen. Bayerns Wasserkräfte können dazu wertvoll sein. Ersatzstoffe und Surrogate werden nicht nur während des Krieges von der Heeresverwaltung benutzt, auch unsere Industrie hat sich darauf eingerichtet. Im Munitionswesen und in der Elektrotechnik sind Zinn und Stahl an die Stelle seltenerer Metalle getreten. Wenn das Bestand haben soll, und im Interesse unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit mußte man das — für den Fall der Bewährung — lebhaft wünschen, dann muß allerdings die deutsche



Die Mittagstafel im Fürstentum. (Nr. 1 Herzog Karl Eduard, Nr. 2 König Ferdinand von Bulgarien.)

Industrie einheitlich vorgehen, und es dürfen Produkte mit Erzeugnissen nicht von jenen distinktiert werden, die vielleicht infolge ihrer Kapitalverbindungen leichter in der Lage sind, die ursprünglich benutzten teureren Metalle zu verwenden. Es ist nicht zu verkennen, daß die Kriegswirtschaft unserer Industrie der Frage der Preisbildung nicht die ausschlaggebende Bedeutung zuerkennen konnte, welche ihr in Friedenszeiten



Die Mannschaften beim Mittagessen.

Vom Besuch des Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha bei seinem bulgarischen Infanterieregiment Nr. 22 im Felde.

zukommt. Galt es doch in erster Linie, Unentbehrliches so rasch als möglich und um jeden Preis zu beschaffen. Wenn erst allgemein die kaum geahnten Schwierigkeiten der Rohstoff- und Halbfabrikatsbeschaffung bekannt sind, dann wird man über die Preisfrage gerechter denken. Für Metalle und Gelpinstwaren wurden übrigens Höchstpreise schon festgesetzt. Bei den Hunderten von Positionen war das allein eine Kienarbeit, die natürlich nur unter dem Zwang der eifernen Kriegsnötwendigkeit die zahlreichen Widerstände beseitigen konnte. Und schließlich wissen wir ja heute, daß die großen Kriegsgewinne keineswegs reiflos in die Taschen von Industrie und Handel fließen, sondern in Form von Kriegsgewinnsteuer einen einmaligen Tribut an das Reich entrichten müssen und im übrigen in der Form von Landessteuern dauernd belastet werden. Es mag für Walter Rathenau und seine leitenden Mitarbeiter — Professor Klingenberg u. a. — eine solche Freude gewesen sein, daß er folgenden Satz aussprechen durfte: „Am 1. April 1915 konnte ich dem preussischen Kriegsministerium die Abteilung als ein gehendes, eingearbeitetes, fertiges Werk übergeben.“ Ein preussischer Major ist heute sein Nachfolger. Und zahlreiche neue Organisationen wurden geschaffen und angeschlossen. Über fünfhundert Beamte arbeiten in der Zentralstelle, und die Angestellten der Rohstoffgesellschaften sind auf mehrere tausend zu schätzen.

Wenn man das Geschaffene überblickt, dann erst versteht man ganz, wie recht jene Engländer hatten, die Grey vorhielten, daß seine Abwehrpolitik Deutschland nicht nur nicht geschadet, sondern im Gegenteil wirtschaftlich über alle Erwartung gefördert habe. Wir konnten nicht viel mehr ausführen und daher wenig neue Guthaben im Ausland uns schaffen. Dafür hand auch unsere Einfuhr still und trat keine weitere Verschuldung an das Ausland ein. Wir wurden ein Binnenstaat mit Binnenwirtschaft, der in sich erzeugt, was er verzehrt, und die Mittel, die der Staat aufwendet, bleiben im Kreislauf des Landes. Wir haben vom August 1914 bis September 1915 bei den Sparkassen Neueinzahlungen, abzüglich der Abhebungen, 2801 Mill. M. zuzüglich gutgeschriebener Zinsen 3618 Mill. M. gehabt. In derselben Zeit ungefähr hatten wir in Deutschland durch Streife verlorengegangene Arbeitstage 37000, Großbritannien dagegen 2157700. Unsere Konturze zeigen 1915 gegen 1913 einen Rückgang von 52,7 Proz. Unsere täglichen Kriegskosten, einschließlich jener unserer Verbündeten, betragen, nicht zuletzt dank unserer Wirtschaft, (geschätzt) 120 Mill. M., jene der Alliierten etwa 250 Mill. Die Kosten unserer Kriegsanleihen fielen von der ersten zur dritten von 5,38 Proz. auf 5,16 Proz., die Franzosen stiegen von 5,53 Proz. auf 6,58 Proz., und die Großbritannien von 4,04 Proz. auf 6,01 Proz. Der französische Notenumlauf übersteigt den deutschen um 90,12 Proz. Und so ließe sich noch manches durch Zahlen beleuchten, was zugunsten unseres Wirtschaftslebens eindringlich und erfreulich spricht. Eine Bestätigung unserer Auffassung bildet auch das Ergebnis der vierten Kriegsanleihe, die uns neuerlich eine Siegesanleihe geworden ist.

Noch ist es nicht Zeit, besteht noch nicht die Möglichkeit, genauer zu übersehen, was der heldenmütige Krieg uns für die Zukunft an Erkenntnis des Wirtschaftslebens gebracht hat, das zu dauernden Maßnahmen führen wird. Soviel aber scheint doch schon festzustehen: Friedrich List's „Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat“ wird ebensomehr Beachtung finden, wie sein „Weg nach dem Osten“ heute Gemeingut deutscher Wirtschaftskreise geworden ist. Es ist ganz unübersehbar, daß nach dem Krieg z. B. die Deckung unseres Rohstoffbedarfes der Privatwirtschaft frei überlassen wird.

Auch Österreich-Ungarn denkt so. Vielleicht ist es der erste praktische und überaus wirkungsvolle Schritt zur Annäherung der Mittelmächte, daß die Rohstoffbeschaffung gemeinsam erfolgt. Wir dürfen im Interesse

unserer Zahlungs- und Handelsbilanz nicht schrankenlose Einfuhr Platz greifen lassen. Hier wird nach Art einer kriegswirtschaftlichen Gesellschaft vorgehen sein. Die beschränkte Einfuhr verhindert erzwungene, verlustbringende Ausfuhr. „Rohstoffschutz“ war uns bisher ziemlich fremd — wir werden umlernen müssen. Mit Recht weist Rathenau als Berufener darauf hin, daß die Mobilisierung unserer Industrie künftig im Frieden vorzubereiten ist. Wenn das Vaterland wieder rufen sollte, muß der Industrielle zu Hause seinen Platz wissen wie der Soldat. Dazu gehört auch das Einexerzieren. Fritz Kaufenberger,



Eine Beratung des Stabes der 2. bulgarischen Armee.

Von links nach rechts: Prinz Kyryll von Bulgarien, Oberstleutnant Wolff, General Todoroff, Oberst Ruffiaff.

der geniale Konstrukteur unserer „42er“, hat kürzlich in Sofia darauf hingewiesen, daß die absolute Notwendigkeit besteht, die Waffen- und Munitionserzeugung der Privatindustrie auch in Zukunft mit zu überlassen. Diese allein kann sich auch im Frieden Auslandsbestellungen holen, und nur so ist die Konkurrenz als Mutter des Fortschrittes wirksam. Mehr als bisher soll die Privatindustrie auch im Frieden für den Heeresbedarf eingestellt werden. Nicht um des Krieges willen! Friedliche Arbeit ist Deutschlands und seiner Verbündeten einziger Wunsch gewesen und bleibt es. Aber: Si vis pacem, para bellum!



Festlicher Empfang des türkischen Generallieutenants Enver-Pascha (X) und des Kommandanten der syrischen Truppen Djemal-Pascha durch die städtischen Behörden vor der Kommandantur in Jaffa.

## Die Türkei im Weltkrieg.

### Kriegschronik.

28. März 1916.

Südlich von St-Eloi entspannen sich lebhaftere Nahkämpfe an den von den Engländern gesperrten Trichtern und auf den Anhöhenlinien.

Von neuem trieben die Russen frische Massen gegen die deutschen Linien bei Postawo vor. In tapferer Ausdauer trotzten dort Truppen des Saarbrücker Korps allen Anstürmen des Feindes. Vor den an ihrer Seite kämpfenden Brandenburgern, Hannoveranern und Gallenfern

zerschellte ein in vielen Wellen vorgetragener Angriff zweier russischer Divisionen unter schwerster Einbuße des Gegners. Das gleiche Schicksal hatten die auch nachts noch wiederholten Versuche des Angreifers, den bei Motzpye verlorenen Boden wiederzugewinnen.

Im Verfolg der feindlichen Luftangriffe auf unsere Stellungen am Dojran-See stieß gestern ein deutsches Luftgeschwader in die Gegend von Saloniki vor und belegte den Neuen Hafen, den Petroleumhafen sowie die Entente-Lager nördlich der Stadt ausgiebig mit Bomben. Nördlich von Bojan haben die Russen nach einigen Sprengungen in den österreichisch-ungarischen Hindernissen wiederholt versucht, in die Stellung einzudringen. Alle Angriffe wurden unter erheblichen feindlichen Verlusten abgewiesen.

Nordöstlich der Strypa-Mündung scheiterte ein nächtlicher Vorstoß russischer Abteilungen schon an der guten Wirkung der Vorfeldminen. An der begrabenen Front und bei Ohla feuerte die feindliche Artillerie lebhaft.

Die Kämpfe am Görzer Brückentopf dauern fort. Auch im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo begann ein lebhaftes Feuer der beiden Artillerien. Von italienischer Seite folgten Angriffsversuche am Nordhang des Monte San Michele und bei San Martino, die leicht abgewiesen wurden.

Östlich Selz ist das Gefecht noch im Gange. Auch im Plöcken-Abchnitt scheiterten alle feindlichen Angriffe. Vor der Kampffront des braven kärntnerischen Feldjägersbataillons Nr. 8 liegen über 500 tote Italiener.

Da in Venetien ein erhöhter Eisenbahnverkehr gegen die Isonzo-Front festgestellt wurde, belegten f. u. f. Flieger einige Objekte der dortigen Bahn mit Bomben.

29. März 1916.

Südlich von St-Eloi wurde den Engländern im Handgranatentkampf einer der von ihnen besetzten Sprengtrichter wieder entrissen. Auf dem linken Maasufer führten unsere Truppen mit geringen eigenen Verlusten die französischen, mehrere Linien tiefen Stellungen nördlich von Malancourt in einer Breite von etwa 2000 m und drangen auch in den Nordwestteil des Dorfes ein. Der Feind ließ 12 Offiziere, 488 Mann an unverwundeten Gefangenen sowie 1 Geschütz und 4 Maschinengewehre in unserer Hand. Hierdurch wurde mit Sicherheit der Einsatz von zwei weiteren Divisionen in diesem Kampfraum festgestellt.

Während die Russen ihre Angriffe in den nördlichen Abschnitt gestern nicht wiederholten, setzten sie südlich des Marocz-Sees Tag und Nacht ihre vergeblichen Anstrengungen fort. Siebenmal schlugen unsere Truppen, teilweise im Bajonettkampf, den Feind zurück.

Deutsche Flugzeuggeschwader warfen mit gutem Erfolge Bomben auf feindliche Bahnanlagen, besonders auf den Bahnhof Molodetsyno, ab.

Österreichisch-ungarische Flieger haben einige Drie hinter der russischen Front ausgiebig mit beobachtetem Erfolge beworfen.

Die lebhaften Geschützkämpfe am Görzer Brückentopf und im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo dauerten auch gestern bis in die Nacht hinein fort. Es erfolgten jedoch keine neuen Angriffe. Östlich Selz drangen die Italiener in einige Gräben ein, die nun gesäubert werden.

30. März 1916.

In der Gegend von Lihons brachte eine kleine deutsche Abteilung von einem kurzen Vorstoß in die französische Stellung einen Hauptmann und 57 Mann gefangen zurück. Westlich der Maas halten wiederholte, durch starkes Feuer vorbereitete französische Angriffe die Wiedernahme der Waldstellungen nordöstlich von Moocourt zum Ziel. Sie sind abgewiesen. In der Südostecke des Waldes ist es zu erbitterten, auch nachts fortgesetzten Nahkämpfen gekommen, bis der Gegner heute früh auch hier wieder hat weichen müssen. Leutnant Immelmann setzte im Luftkampf östlich von Bapaume das zwölfte feindliche Flugzeug außer Gefecht, einen englischen Doppeldecker, dessen Insassen gefangen in unserer Hand sind. Durch feindlichen Bombenabwurf auf Weg wurde ein Soldat getötet, einige andere wurden verletzt.



Aus den Kämpfen um die Dardanellen: Der durch die Beschädigung der englischen Flotte verursachte Brand von Tighanah-Sale Ende April 1915. Nach einem Temperamentmalde für die Zeichner „Illustrirte Zeitung“ von Georg Macc.

# Die Genter Hochschule.

Von Dr. P. Dirr, Mitglied des bayrischen Landtages, Hauptmann der Landwehr.

Wir Deutsche beurteilen das Flamenland zumeist nach unserer geschichtlichen und künstlerischen Kenntnis seiner prächtigen alten, ruhmvollen Kultur liegt. Weit weniger tums bewußte Teil der Flamen seit langen Jahrzehnten einen mühseligen, manchmal zweifelungsvollen Kampf führte gegen die steigende Flut der Verwelschung, die von dem französisch aufgebauten belgischen Staat und seinen französisch sprechenden und denkenden Oberhöfen ausging, von Frankreich stets gestützt und gefördert wurde, nach und nach bis zu den Wurzeln des flämischen Volkstums durchdrang und dieses in seinem Lebensmark zu verderben drohte. Und noch weniger kennen wir die Schäden, die dieses System besonders in den unteren und mittleren Schichten der Stadtbevölkerung und auch in den Dörfern Flanderns bereits angerichtet hat.

Flämische Romanischreiber und Dichter schildern ergreifend die moralischen und sozialen Leiden ihres Volkstammes, die aus der „Verwelschung“ seiner niederländischen Art entspringen. Historiker und Nationalökonom haben die Lehren der Geschichte und Statistik zu Hilfe, um zu beweisen, daß die Verwelschung und das hiermit verbundene Schmelzen zu einer Entartung des niederländischen Stammes in Belgien, zu einer verderblichen Niederhaltung seiner guten natürlichen Anlagen, zu geistiger Verflüchtung und zum Verluste vieler seiner besten Kräfte an das Franzosentum geführt haben. Der welterfahrene Jesuitenpater Estrade kennzeichnet den Verfall mit folgenden schwermütigen Sätzen: „Ich kenne kein Volk, so viele ich auch gesehen habe, das so sehr wie das unfruchtbar den Namen eines wüsten und verrohten Volkes verdient. Ich habe mit holländischen, deutschen, englischen, dänischen, polnischen, österreichischen und russischen Arbeitern und Bauern vertraut zusammengelebt, und das während eines ganzen Jahrzehnts; man hat mich ausführlich unterrichtet über irische, spanische, italienische und französische Zustände, und doch: ich kenne kein Volk der Welt, dem es so sehr an Bildung und an Selbstachtung gebricht wie dem unfruchtbar.“

Dieser Tiefstand ist nicht von heute auf morgen gekommen, sondern hat weit zurückliegende Ursachen. Doch rührt er sicherlich weniger von der politischen Fremdherrschaft her, welcher Fländern in früheren Jahrhunderten unterstand, als von der planmäßigen Unterdrückung der

zu kommen. Als der Krieg losbrach, lag es noch in weiter Ferne, obwohl die national-flämische Strömung im letzten Jahrzehnt stetig gewachsen war und auch die parlamentarischen Parteien stärker ergriffen sowie namhafte gesetzgeberische Erfolge herbeigeführt hatte. Die überwältigende Macht der weit überwiegend französisch gerichteten höheren belgischen Kreise, der hohen Geistlichkeit, des Adels und des Hofes, der reichen Bourgeoisie, der Börse und Loge, der Regierung und Beamtenenschaft stand den Bestrebungen der Flamen noch ungebrochen im Wege. Und diese Macht konnte sich zudem stützen auf die von ausgesprochenen französischen Neigungen beherrschte Mehrheit der wallonischen Bevölkerung und — auf die stille, aber wirksame Beihilfe der französischen Republik.

Die Gegner der Flamen wußten genau, daß ihnen der Sieg im Streite blieb, solange die führenden Stände der Flamen selbst überwiegend im Banne der französischen Sprache und Geistesrichtung gehalten werden konnten. So lange blieb die Kluft zwischen diesen herrschenden Schichten und den niederländisch sprechenden Massen offen; der Volkskörper fehlte der richtige Blutumlauf, er mußte fortgesetzt Kräfte an das Franzosentum verlieren. Die Flamen boten alles auf, um die Erziehung des gebildeten Nachwuchses in ihrem Lande in die Hand zu bekommen. Von vier belgischen Universitäten gehört ihnen keine; alle vier sind französisch, obwohl die große Mehrheit der Belgier flämischen Stammes ist. Was war gerechter als die Forderung, daß von den beiden Staatsuniversitäten Lüttich und Gent die eine, in Flandern gelegene, niederländisch werden müsse?

Verklärung der Genter Hochschule! Das wurde zum allgemeinen Feldgeschrei der Flamen. Bei allen ihren Zukunftskünften lehrte diese volkstümliche Forderung wieder. Auf dem flämischen Nationalfeste, bei den alljährlichen Feiern der Gildenporenschacht in Kortrijk, gab es große Massenkundgebungen hierfür. Der „Vlaamische Volksraad“ stellte einen Plan für die schrittweise Umwandlung der Hochschule auf, der sich 1910 zu einem von flämischen Mitgliedern aller Parteien unterstützten Antrag im Brüsseler Parlament verdichtete. Eine Volksbewegung großen Stiles setzte ein, die auch die Parlamentswahlen von 1912 und 1914 erfüllte. Die Genter Universitätsfrage wurde zu einem Brennpunkt des von scharfen Gegen-

sätzen erfüllten politischen Lebens Belgiens.

Die leitenden Männer der Regierung waren dem Plane der Umwandlung abgeneigt. Wie die Parteiführer Boesche, Symans und Vandervelde, so wollte auch der Ministerpräsident de Broqueville um keinen Preis aus der alten Hauptstadt Ostflanderns die französische Universität verdrängt sehen, die sich von jeher als Hochburg des Fran-

zosentums im niederländischen Gebiete Belgiens bewährt hatte, als starker Vorposten der „lateinischen Kultur“ in germanischen Landen! Lieber eine neue niederländische Hochschule neben der alten, mochten die Kosten noch so groß sein! Die meisten Belgier französischer Zunge und Geistesrichtung ergriffen in diesem Sinne Partei in dem erbitterten Kampfe.

Die Flamen verschie man ohne jeden Grund als „Pangermanisten“, obwohl sie doch nur für ein selbstverständliches Recht ihres Stammes eintraten. Ihre Gegner ließen sich jedoch die Unterstützung der großen, von Paris aus geleiteten französischen Werbeverbände, wie der „Alliance Française“ und der „Amities Françaises“, ja sogar der französischen Regierung gern gefallen. In öffentlicher Kammerführung zu Paris erklärte Ende 1912 der Handelsminister David, daß Frankreich die bevorstehende Genter Weltausstellung mit allen Mitteln fördern werde, um seinen Einfluß in Flandern noch weiter auszubreiten und seinen belgischen Parteigängern im Kampfe um die französische Hochschule in Gent gegen die flämische Bewegung beizustehen.

Daß dieses Eingreifen einer auswärtigen Macht in das Selbstbestimmungsrecht der



Institut für Naturkunde.

Belgier der berühmten Neutralität des Landes schnurstracks zuwiderlief, war ohne weiteres klar. Aber abgesehen von einer so viel wie ergebnislos verlaufenen parlamentarischen Interpellation wagten die verantwortlichen Männer Belgiens keinen Widerspruch. Die Ursachen dieser ängstlichen Zurückhaltung vermögen wir heute, da die geheimen Fäden, die Belgien seit 1906 an die Ententemächte knüpften, durch die Enthüllungen aus den Brüsseler Archiven bloßgelegt sind, deutlicher zu erkennen.

Einige Monate vor Kriegsausbruch, im März 1914, verhandelte die belgische Kammer in ihren sieben Ausschüssen über den flämischen Universitätsantrag. Unter dem Druck der Volksbewegung und den unmittelbar bevorstehenden Teilwahlen, kamen in vier Abteilungen Mehrheiten für ihn zustande. Selbst ein Minister fand sich, der dafür stimmte. Allein die französisch-wallonischen Gegner betrieben bereits eine emsige Maulwurfsarbeit, um diesen vorläufigen parlamentarischen Erfolg später, nach erfolgten Wahlen, zunichte machen zu können. Das um seine Mehrheit bangende Ministerium trug auf beiden Schaltern Wasser. Der im flämischen Kreise gewählte Ministerpräsident de Broqueville ließ in mehreren Redeführungen erkennen, daß die Regierung den flämischen Forderungen nachgeben wolle, ohne jedoch Bestimmtes zu sagen. Zugleich machte er aber auch einigen wallonischen Heißspornen Zusagen, so daß er den Vorwurf der Doppelzüngigkeit auf sich lud.

So standen die Dinge, als der Krieg ausbrach. Je länger die deutsche Besetzung des Landes dauerte, desto mehr ergab sich für die deutsche Regierung die Notwendigkeit, die Frage der Wiederaufnahme des Hochschulunterrichts und damit auch das Problem der Umwandlung der Genter Universität gewissenshaft zu prüfen.

Die vom Generalgouverneur Freiherrn v. Bissing Welchnachten 1915 getroffene Anordnung, im Staatshaushalt von 1916 Mittel für die Umformung der Hochschule auszuwerfen, ist ein schultechnisch und politisch hochbedeutungsvolles Ergebnis dieser Prüfung. In Belgien und im gesamten Ausland erkennt man die große Tragweite dieser entscheidenden Maßnahme, wie der Widerhall in der Presse beweist. Mit Recht hat ein durchaus gemäßigter Wortführer der Flamen in einem holländischen Blatte ausgesprochen, daß damit überhaupt das flämische Problem vor den Augen der ganzen Welt aus dem Kreise der rein innerbelgischen Angelegenheiten hinausgerückt worden sei in das Gebiet der internationalen Politik. Auch die belgische Regierung in Le Havre hätte auf alle Fälle damit zu rechnen, wie auch die kriegerischen Entscheidungen in Zukunft noch fallen mögen. Selbst eine Regierung, die mit ihren alten Machtvollkommenheiten ins Land zurückkommen könnte, wäre nicht in der Lage, Geschehenes wieder umgekehrt zu machen. Ein solcher Versuch wäre gleichbedeutend mit einer „Kriegserklärung an das flämische Volk“.

Das ist deutlich gesprochen. Und die Mehrheit der Flamen teilt nach allen erkennbaren Anzeichen diesen Standpunkt. Sie nahm die Verfügung des Generalgouverneurs, wie Brüsseler und Antwerpener Zeitungen offen bezeugten, teils mit unverhohlenem Jubel, teils mit verhaltener Freude auf, je nach dem Grade der Furcht vor dem Terrorismus der Französlinge und der unentwegten belgischen Patrioten, die jeden anders denkenden Flamen als Deutschneg und Vaterlandsverräter verkettern. Die Überzeugung ringt sich unter den Flamen mehr und mehr durch, daß sie die Umgestaltung der Hochschule nicht als ein „deutsches Geschenk“, sondern als die Erfüllung einer alten, gerechten Forderung durch die derzeitige höchste Landesgewalt anzusehen hätten, die hierzu nach internationalem Rechte und auf Grund der Landesgesetzgebung befugt ist. „Wir bekommen unsere Hochschule und halten sie fest“, so schrieb ein in Holland erscheinendes flämisches Blatt.

Natürlich wollen die Regierung in Le Havre und die ihr dienstbaren belgischen Politiker sowie die im Auslande erscheinenden französisch-belgischen Zeitungen die Rechtsgrundlagen nicht anerkennen. Sie schreien über einen „neuen deutschen Gewaltmißbrauch“. Allein damit vermögen sie nur unzulänglich ihre wahre Herzensmeinung zu verbeden, die heute noch ebenso

wie vor dem Kriege der Aufrichtung des niederländischen Volkstammes in Belgien und also auch einer flämischen Hochschule abgeneigt ist. Nach ihrer Ansicht muß das belgische Staatsgefüge vor allem durch die Vorherrschaft der französischen Sprache und Zivilisation zusammengehalten werden. Oft genug haben diese Kreise während des Krieges kundgegeben, daß sie das zukünftige Belgien unter Aufgabe seiner bisherigen Neutralitätsgrundlagen nicht nur kulturell, sondern auch wirtschafts- und staatspolitisch enger an Frankreich anknüpfen wollen. In solchen Plänen ist natürlich für ein auf sich und seine eigene niederländische Volksart gestelltes Flandern kein Raum. Auch nicht für eine rein flämische Genter Hochschule an Stelle der bisherigen französischen! Le Havre schritt gegen belgische Beamte, die gegenüber einer solchen Politik die Ziele der flämischen Bewegung auch während des Krieges rückhallos vertraten, wie gegen den Dichter René de Clercq, der in Amsterdam ein flämisches Blatt herausgab, mit Umschiffung ein.

Begreiflich, daß es unter den Flamen furchtame oder auch von irgendwelchen Bedenken oder taktischen Rücksichten geleitete Politiker gibt, die die Maßnahme des deutschen Generalgouverneurs am liebsten rückgängig gemacht wissen möchten und ihrer Ausführung Steine in den Weg legen. Die deutsche Regierung wird sich durch solche Hindernisse nicht abhalten lassen, die einmal als richtig erkannte Lösung trotz aller Schwierigkeiten auf dem ordnungsmäßigen Verwaltungswege, also unter Beiziehung der zuständigen einheimischen Behörden, durchzuführen. Die vorbereitenden Arbeiten sind bereits im Gange.

Die Genter Universität ist 1816 im Königreich der Vereinigten Niederlande von König Wilhelm I. mit lateinischer Lehrsprache begründet worden. Als der vom Wiener Kongreß geschaffene Staat durch die Umwälzung von 1830 zerfallen war, machte das junge belgische Königreich, entsprechend dem Geiste, in dem es von Anfang an geleitet wurde, das Französische zur führenden Lehrsprache in Gent. Eine königliche Verordnung von 1849 legte sie als solche dauernd fest und schuf damit die Grundlagen, auf der die Universität bis zum Beginn dieses Krieges stand.

In Zukunft soll nun an Stelle der geschmeidigen Französischen in den Genter Hörsälen das rauhere, aber auch fernere und kraftvollere Niederländische ertönen. Mit der Sprache wird sich aber allmählich auch der Geist des Unterrichts wandeln. Das reiche, viel zu wenig bekannte schöpferische und wissenschaftliche Schritttum der Gesamt niederlande wird sich der studierenden Jugend des Flamenlandes wieder voll erschließen.

In die Reihe der allerberühmtesten Hochschulen von Utrecht, Groningen, Leiden und Amsterdam soll Gent als flandrischer Brennpunkt niederländischer Kultur treten. Der Segen eines volkstümlichen, auch für den Armen zugänglichen Geisteslebens muß sich auf die Dauer dann bis in die Tiefen des flämischen Volks ergießen. Die Umwandlung der Universität wird im Flamenland insbesondere auch die gründliche Umformung der Mittelschulbildung auf niederländischer Sprachgrundlage unabwendbar nach sich ziehen. Auf längere Zeitdauer bemessen, bedeutet das alles eine tiefgreifende Umwälzung, die der niederländischen Volksmehrheit in Belgien den größten Nutzen bringen muß, wie sich auch die Geschichte Belgiens gestalten mögen.

Wenn die neue Hochschule erst wirken wird, dann erfüllt sich das Wort, das 1909 ein Flamenführer sprach, nämlich, daß eine eigene Hochschule ein stärkeres Bollwerk der flämischen Selbständigkeit und Zukunft sei als militärische Festungen. Diese könne man zusammenschleppen; „aber in der Hochschule würde ein eigenes Leben entstehen, das kein Schwert, keine Kruppkanonen, keine Mitrailleusen, keine Konzentrationslager zu Fall bringen könnten“.



Vorlesungsgebäude.



Institut für Pflanzenkunde.



Gebäude der medizinischen Anstalten.



Vorhalle der Aula in der alten Hochschule.

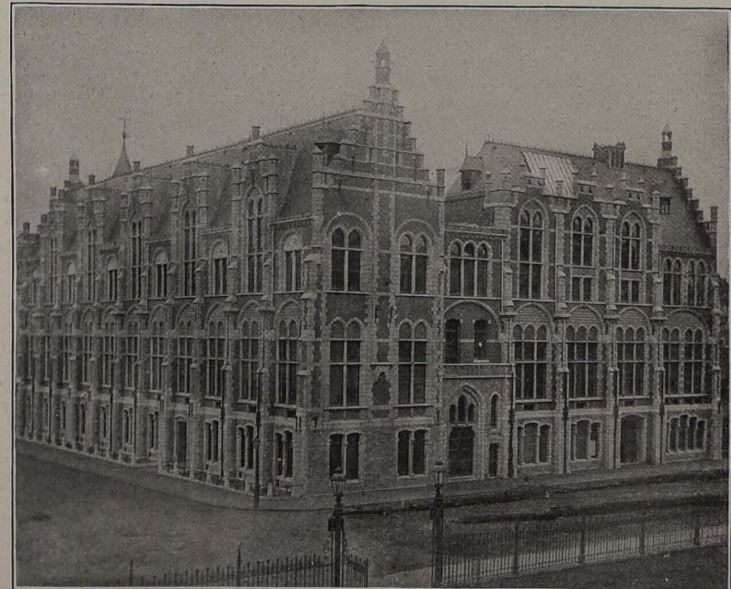


Chemisches Laboratorium.

anfangen und wurde durch die Vernachlässigung ihrer eigenen Sprache und Art zusehends ärmer an geistigen und moralischen Gütern.

Die Erkenntnis dieser verhängnisvollen Entwicklung verhalf einst der flämischen Bewegung zum Leben und ließ sie im Laufe der Zeit erstarken. In „Vlaanderen Vlaamsch“ wurde ihr zugkräftiges Sloganswort: flämisch auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, in Schule, Verwaltung, Rechtssprechung, Seerwesen, in der Arbeit und im Vergnügen, in Haus und Familie, flämisch nicht nur in der Sprache, sondern auch im Geiste und im Herzen! Durch das Mittel der Muttersprache sollen alle in der heimischen Volksart und Kulturentwicklung schlummernden Kräfte wieder zum schaffenden Wirken geweckt werden. Eine vollständige Erneuerung des flämischen Volkes will man anbahnen. Es soll sich selber herausheben aus seiner geistigen und sozialen Bedrücktheit zu freieren Lebensbedingungen und besseren Lebensmöglichkeiten, wie sie dem an Zahl geringeren französisch-wallonischen Volksteil in Belgien längst gegeben sind.

Nur mühsam und Schritt für Schritt vermochten die Flamen diesem großen Ziele näher



Gebäude der medizinischen Anstalten.





Unsere Marine im Weltkrieg: Abwehr eines feindlichen Fliegers von Bord eines Panzerkreuzers aus.  
Nach einer an Bord des Schiffes entstandenen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zur Flotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.

## Eine Mutter

schreibt: „... Gleichzeitig teile ich Ihnen mit, daß Ihr Vasenol-Puder bei meinen beiden Kindern die besten Erfolge erzielt hat; ich habe Ihr Fabrikat bei meinen Kindern vom ersten Lebenstage an angewendet und ein Wundsein überhaupt nicht kennen gelernt, trotzdem beide sehr empfindliche Haut haben.“

## Vasenol- Wund- und Kinder-Puder

ist in ständigem Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime, Entbindungsanstalten usw. und wird von den hervorragendsten Aerzten als bestes Einstreumittel für kleine Kinder bezeichnet, das Wundliegen, Wundreiben, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert.

Unsere Kriegerin leistet zum **Abputzen der Füße** (Einpudern der Strümpfe) der Achselhöhlen sowie aller unter der **Vasenol-Sanitäts-Puder** Schweisswirkung leidenden Körperteile gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden unschätzbare Dienste.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß verwendet man als einfachstes und billigstes Mittel von zuverlässigster Wirkung **Vasenolform-Puder**.

In Original-Streudosen zu 75 Pf. in Apotheken und Drogerien.



Neben unsern seit Kriegsausbruch  
**1000fach bewährten Taschen- u. Armbanduhren**

bringen wir eine **Präzisions-Anker-Taschen-Uhr**,  
Werk 15 Rubinen, Spiral Brequet, Kriegs-Relief-Gehäuse M. 22.50

**Kleine zierliche Armbanduhr**  
mit hell leuchtenden **Radium-Zahlen M. 9.75**

Uhren Marke

„Eisernes Kreuz“ und „Kriegsflagge“:

**Taschenuhren** | **Armbanduhren**

vernickelt ... ohne Leuchtblatt M. 4.50 | vernickelt ... ohne Leuchtblatt M. 5.50

oxydiert ... „ „ M. 4.25 | oxydiert ... „ „ M. 5.25

Email, purpurrot „ „ M. 4.50 | Email, purpurrot „ „ M. 5.50

Alle Ausführung, m. Radium-Leuchtblatt u. Radium-Zeiger Mehrer. M. 2.50

**Armbanduhren, kleineres Format:**

vernickelt, ohne Leuchtblatt M. 7.50 | oxydiert, ohne Leuchtblatt M. 7.25

mit Radium-Leuchtblatt und Radium-Zeiger ... Mehrpreis M. 2.50

**Uhrketten in den Preislagen M. 50, 1.00, 1.40 und höher.**

**Zelluloid- und Metall-Kapseln** für Taschenuhren  
M. 50 und M. 75

Nachnahmen sind ins Feld nicht zulässig. Wir bitten daher den Betrag vorher einzulassen.

**Schwarzwald-Industrie-Ausstellung** 6. m. **Freiburg** i. Br. 25



Armbanduhr mit Radium-Zahlen  
M. 9.75



**Trauringe** mit von Künstlerhand aufgestoch. Eichen-  
kranz-, Myrten- oder Lorbeer-Ornament.  
Zu beziehen durch Juweliere.



Kunstwerkstätte **W. Preuner, Stuttgart.**

Fabrik der Trauringe „Du bist mir, ich bin Dir“, „Mit Wille Dein Eigen“.

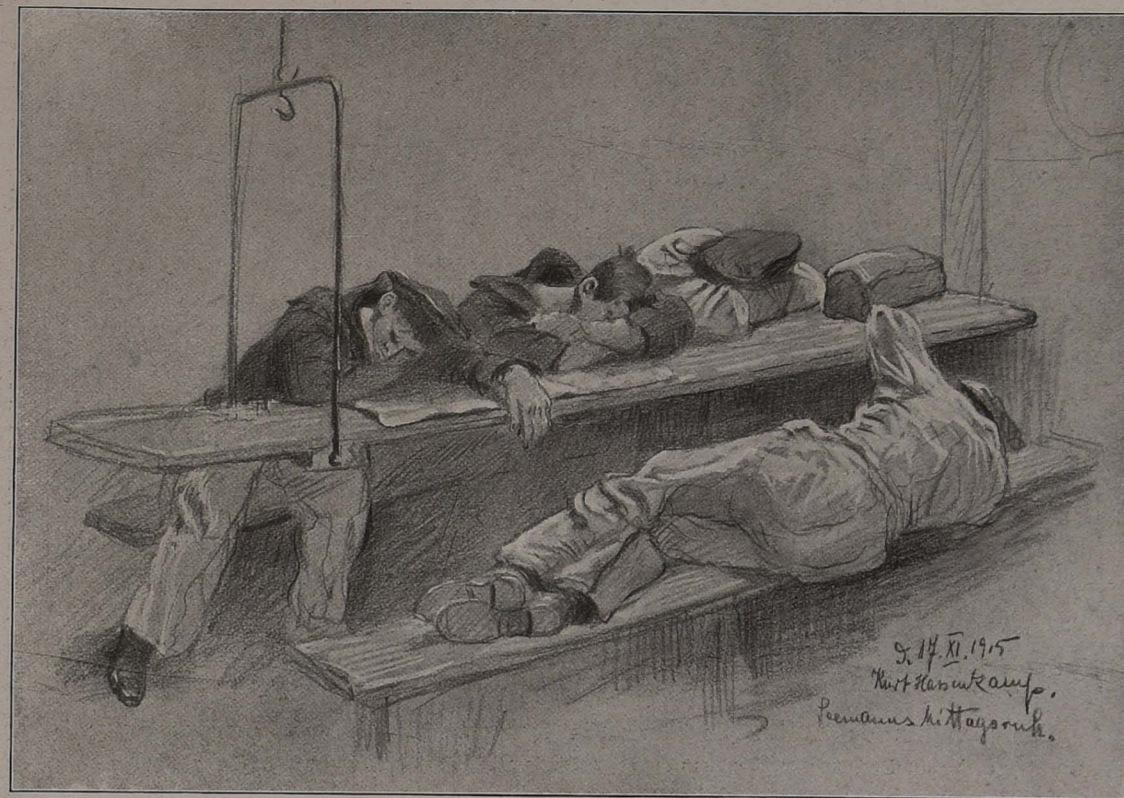
**Favorit**  
der beste und praktischste  
**Universallisch**  
für Gesunde u. Kranke  
Preis Mk. 29.  
Alleinige Fabrikanten  
Vereinigten Fabriken  
**C. MAQUET & H.**  
**HEIDELBERG.**  
Es haben in allen stehenden Geschäften.

Schwächen und mildes Verzeihen lehrt er wieder und wieder und zeigt es in der unnachahmlichen Genialität, mit der er sich in die Seele auch des elendsten Wichtes und schlimmsten Gauners zu versetzen weiß; sein Hamlet tröstet sich im Glauben an eine Vorbestimmung, er fühlt, daß ihm „Bereitsein“ die Summe menschlicher Pflichten beschloßen liegt; Shakespeare fühlt das Leben gelegentlich — wie in einzelnen Sonetten und im „Hamlet“ — als eine schwere Bürde; in großen verbrecherischen Persönlichkeiten wie Richard III. wird ihm die Frage von Übermenschen-tum und fittlichem Geleis zum starken Problem; stilles Verzeihen menschlicher Schwächen und Zurückgezogenheit ohne daß und gelegentlich Verzeihen des Lachens scheint schließlich für ihn die letzte Lösung der praktisch ethischen Fragen zu sein. Aber eigentlich immer denkt er praktisch, sucht er sich echt englisch mit den Dingen irgendwie abzufinden, ohne sie etwa in der Art von Goethe und Schiller tiefer zu durchdenken. Wenn bei ihm einmal im „König Johann“ das nationale Ideal des souveränen Staates und das internationale Ideal des allmächtigen, an keine Grenzen sich bindenden Gottesreiches auf Erden zusammenstoßen, da zeigt er kaum eine Spur von Verständnis dafür, daß es sich hier um den Kampf zweier Weltanschauungen handelt, sondern da ist er ganz der durchschnittliche Engländer, der in den Ansprüchen des Papstes einen Angriff auf Englands nationale Freiheit sieht und sie darum zurückweist. Überall ist er der patriotische Engländer; voll von den nationalen Vorurteilen seines Volkes, stellt er die Franzosen und Spanier als Prahlhähne hin, weiß er von den Deutschen nur, daß sie viel Bier trinken, von den Wallisern, daß sie großsprecherisch und abergläubisch sind, und sieht in der

Jungfrau von Orleans eine teuflische Here — aber irgendeine tiefere Begründung des Patriotismus suchen wir bei ihm vergebens, auch die ethischen Erwägungen des Hamlet sind rein praktische Fragen — Lebensüberdruß, Vorbestimmung, Pflichterfüllung — wieviel tiefer hätten hier Goethe und Schiller geführt, hat es auch schon Luther getan! Shakespeare ist

auch die berühmte Rede des Ulysses im „Troilus“ über die Notwendigkeit der Ordnung geht nicht gerade tief. — Ebenso die Fragen der Religion — ob anglikanisch, kalvinistisch oder katholisch — scheinen ihm wie den meisten seiner englischen Zeitgenossen im wesentlichen Fragen des Gehorsams gegen die Staatsautorität zu sein. Welche Welt trennt diesen Engländer von den Glaubenskämpfern und Individualisten des gleichzeitigen Deutschlands! Viele Fragen, über die man diese Bücher geschrieben hat, viele der langumstrittenen Hamlet-rätsel“ verflüchtigen sich in nichts, wenn man einmal mit dem Gedanken Ernst macht, daß hier kein deutscher Grübler schreibt, sondern ein praktischer Engländer mit geringem spekulativen Bedürfnis, ein Dichter, der nicht in erster Linie Ideen in seinen Stücken zum Ausdruck bringen wollte, sondern ein zugkräftiges Werk schuf oder gar ein alles neu bearbeitete und wahrscheinlich die tiefsten Fragen des Lebens resigniert als unlösbar betrachtete oder wenigstens nach englischer Art nicht davon zu reden geneigt war, am allerwenigsten vor den breiten Massen auf der Theaterbühne besprach, was in den Tiefen seines Herzens schlummerte. Er ist anders als wir, das sehen wir heute deutlicher als zur Zeit von Schlegel und Germain.

Und doch fühlen wir auch in dem Engländer Shakespeare etwas, das uns fongential ist. Wir empfinden in ihm etwas von der gemeinsamen, tiefen germanischen Art, die Engländern und Deutschen gemeinsam ist, und die auch nach dem Kriege wieder wirksam werden wird, obgleich sie jetzt noch so abgrundtief unter Mammongeist und politischer Herrschaft begraben scheint. Und so sehr die Forschung der letzten Jahrzehnte die englischen Züge in Shakespeare verdeutlicht hat, auch die gemeinsamen



Unsere Marine im Weltkrieg: Seemanns Mittagsruhe.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zur Flotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.

monarchisch und aristokratisch gesinnt — wenigstens ohne Blindheit gegen individuell menschliche Vorzüge des kleinen Mannes und gegen die Gefahren königlichen Übermutes; aber auch hier erfahren wir nichts über die Grundlagen seiner Anschauungen, alles ist praktische Ethik, nichts Theorie;

auch nach dem Kriege wieder wirksam werden wird, obgleich sie jetzt noch so abgrundtief unter Mammongeist und politischer Herrschaft begraben scheint. Und so sehr die Forschung der letzten Jahrzehnte die englischen Züge in Shakespeare verdeutlicht hat, auch die gemeinsamen

**BENZ**

**AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN**  
**DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT**  
**BENZ & CO. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.G. MANNHEIM.**

germanischen Züge sind stärker hervorgetreten. Germanisch ist an ihm die Ehrlichkeit, mit der bei ihm das Innerliche, die Sache, der Gedanke doch immer Herr werden über die bloße Form. Allerdings modische Künsteleien des Ausdrucks, wie sie damals im Schwange waren — der Literarhistoriker spricht von Euphuismus — finden sich eigentlich nur in den ersten Stücken; das wüste Pathos des Plantes, der nur bombastisch klingen soll, weicht im Laufe der Zeit immer mehr einem unendlich fein getriebenen Verfe, der je nach dem Inhalt hier fast in die Prosa der täglichen Unterhaltung übergeht und dort in jedes Wort und in jede Fügung etwas Bedeutungsvolles hineinpreßt. Etwas Germanisch-Innerliches steckt in dieser Sprachgewalt, die auf der Höhe von Shakespeares Kunst alle grammatischen Kategorien und Konstruktionen durchdringt, mit einer bei keinem Zeitgenossen auch nur annähernd erreichten Freiheit aus Eigenschaftswörtern Haupt- und Zeitwörter schöpft und umgekehrt und es dem Übersetzer kaum möglich macht, mit dieser inhaltvollen, in jedem Wort eine wichtige Beziehung bringenden Sprache mitzukommen. Es ist germanische Innerlichkeit bei ihm, wenn — das sei im Gegensatz zur herrschenden englischen Auffassung auch heute wiederholt — seine glühenden Sonette nicht bloße Liebeständelei nach modischen Vorbildern sind, sondern in ihrem Kerne doch einen leidenschaftlichen Liebestonkiff widerspiegeln, den der Dichter in seiner ganzen Schwere durchgelöst hat, so wenig sich über die näheren Umstände heute etwas Sicheres sagen läßt. Germanisch ist bei ihm das Drängen auf alles Echte und Wahre: der Monarchist Shakespeare bringt es gleichwohl fertig, die Galtlosigkeit des Kaiserwahns in einem Richard II. eindringlich zu schildern, das Gemütsvolle des einfachen Mannes immer wieder

bald im Scherz, bald im Ernst hervorzuheben. Er soll ein Stück liefern, wie der grausame jüdische Wucherer geprellt wird; er erfüllt seinen Auftrag und verheißt keinen Augenblick seinen Absichten vor der halsstarrigen Gefühllosigkeit seines Schloß; aber alles, was ein geschickter Unwalt

Caesar“ ist Shakespeares Herz bei der reinen Gestalt des großen Idealisten Brutus, aber mit vollendeter Unparteilichkeit bringt er auch die Gegenfigur des großen Herrschers Julius Caesar eindringlich heraus — und wieder mit unbüßbarer Objektivität: alles Kleine, ja Kleinliche des Menschen Caesar zählt er auf, als schaute er ihn mit den Augen eines Kammerdieners — und doch bringt er es dem Hörer zum Bewußtsein, daß an dem Großen, das doch trotz alledem in dieser Figur steckt, die Erhebung der wohlmeinenden Idealisten scheitern muß. Und Shakespeare hat auch den germanischen — in diesem Einzelzuge vollkommen englischen — Mut, den Dingen ins Auge zu sehen, eine Sache bis zu ihren unerträglichsten letzten Folgerungen durchzudenken. Das alte Stück von dem König Lear und seinen Töchtern läßt die Guten schließlich liegen und den unglücklichen König in Ruhe und Frieden seinen Lebensabend vollenden; Shakespeares Weisheit, daß der Vater, den seine Töchter im Alter ins Elend treiben, dies Entsetzliche nicht überlebt, daß die großartige Reinheit seiner Cordelia nur dann sich voll bewährt, wenn sie den bitteren Lebensseid auch bis zur Neige auszutrinken bereit ist. Spätere englische Bearbeiter haben hier das Grausige zu mildern versucht, die oft verlegend kraftgentialischen Gestalten ihres großen Landsmanns in englische Wohlstandigkeit umstilisiert, den Text der Stücke mit seinem oft ungrammatischen Gefüge zurechtgestutzt — daß dies alles heute nicht mehr möglich ist, ist das Verdienst der deutschen Shakespeare-Kritik, die an diesem — dem eigentlichen Mittelpunkt von Shakespeares Persönlichkeit — germanische Ziele erkannt. Und das bleibt bestehen, wenn wir auch heute neben den germanischen, oft merkwürdig deutsch anmutenden Zügen in Shakespeares Werken auch das Englische in ihm wieder stärker hervorheben.



Vom Grenzschutz in Belgien: Landsturm-Wachposten an der belgisch-holländischen Grenze. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.

Ende des reaktionellen Teils.

**Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszenten, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene**

finden in **Dr. Hommel's Hæmatogen** ein energisches, von Tausenden von Aerzten glänzend begutachtetes Kräftigungsmittel.

**Warnung!**  
Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen **Hommel od. Dr. Hommel Mißbrauch treiben.**  
Man verlange daher ausdrücklich **das echte Dr. Hommel's Hæmatogen!**  
Verkauf in Apotheken und Drogerien. Preis per Flasche 3 Mark.

**Aktiengesellschaft Hommel's Hæmatogen, Zürich.**  
Generalvertreter für Deutschland: Gerth van Wyk & Co., Hanau a. M.

So sieht die richtige Packung aus!

**HEINRICH LANZ, MANNHEIM**

**LOKOMOBILEN**

für Saft- und Heißdampf fahrbar u. stationär höchste Ökonomie

**In- und Ausland-Patente**

**VENTILSTEUERUNG**

**System LENTZ**

„Unerreicht in Einfachheit der Konstruktion“

**Export nach allen Weltteilen**

Allgemeine Notizen.

Der Begründer der Sartorius-Werte in Göttingen, Florenz Sartorius, vollendete am 10. April sein 70. Lebensjahr. Er hat der Menschheit durch seinen Schöpfergeist und seine Beharrlichkeit im Verfolgen der sich gesteckten Ziele bleibende Werte geschaffen, die seinen Namen für alle Zeiten in der Geschichte deutscher Arbeit festhalten werden. Die von ihm begründeten Sartorius-Werte in Göttingen, ein industrielles Wert der Feinmechanik und des Apparatebaues, hat kaum seinesgleichen auf dem ganzen Erdball. Florenz Sartorius darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, diesen in erster Linie der Wissenschaft dienenden Kunstbetrieb geschaffen zu haben. Er hat ihn aus dem handwerklichen Rahmen heraus durch seine Erfindungen und Verbesserungen, durch sein Organisationstalent und seinen rastlosen Unternehmungsgestalt auf eine so hohe Stufe der Vervollkommenheit gebracht, daß heute Sartorius' Analysenwaagen und Präzisionsapparate sowie Sartorius' Analysen alleorts in großer Zahl in die Gedächtnisse hinausgehen und, was ihre Zuverlässigkeit und ihre Gediegenheit in der Konstruktion anbelangt, unbestritten den ersten Platz auf dem Weltmarkt einnehmen.

Baden-Baden im Frühjahr. Ein zartgrüner Schleier hat sich über die vornehme Bädereigenstadt gelegt und aus diesem duftigen Gewebe erheben von Tag zu Tag neue frohlockende Töne der wunderbar aufblühenden Obstbäume, die in diesen Frühlingstagen Baden-Baden in ein wahres Paradies verwandeln. Und in dieses friedliche Schwarzwalddal mit seinen reichen klimatischen Vorzügen, seinen heilungspendenden heißen Quellen, die bereits Tausende von Schwerverwundeten Krieger der sicheren Genesung entgegenführten, sind bereits seit Anfang März eine erfreuliche stattliche Anzahl von Ausgästen gekommen, die Ruhe und Erholung nach all den aufregenden Einwirkungen dieses Krieges hier suchen und in der nerventräufelnden Schwarzwalduft frische Schaffensfreude und Stärkung an Geist und Körper finden. Am 15. April wird der neue große Bühnen- und Konzertsaal mit einem großen Konzert unter Mitwirkung erster Solisten eröffnet. Mit Fertigstellung dieses großen Bühnensalles, der durch die vornehm anheimelnde Ausgestaltung seiner Innenausstattung eine Lebenswürdigkeit für sich bildet, ist das stattliche, völlig während des Krieges entstandene Wert des Kurbaues Neubaus vollendet. Die in dem prächtigen Konzertsaal unübertroffen eingebaute Orgel wird eins der seltensten Instrumente dieser Art sein.

Offseebad Binz. Um alle Zweifel zu beheben, hat auf eine direkte Anfrage der Kurdirektion das stellvertretende Generalkommando des II. Armee-Korps mitgeteilt, daß die Absicht, die Küstebäder zu sperren, nicht besteht. Dem Besuch der Küstebäder stehen somit irgend welche Bedenken nicht entgegen. Bad Tölz im bayrischen Hochland hat seinen Ruf als größtes, ältestes und erfolgreichstes Jodbad Deutschlands auch im Weltkriege bewahrt. Sowohl in den beiden Tölz Vereinslagerten als auch im Offiziersgenesungsheim dabei sind eine Reihe sehr guter Erfolge nachzuweisen. Zurunters, schwer kranke Wunden, Verletzungen, Verbildungen verwundeter Gliedmaßen usw. wurden sowohl durch Jodquellen-Trinkkuren, insbesondere aber auch durch Anwendung der Jodbäder zu Mollage und Katakasmen, wie auch durch medikamentöse Behandlung in der günstigsten Weise beeinflusst. Desgleichen wurden allgemeine Schwäche, Nervengräßigkeit, Sympneurosen und ähnliche Kriegstranfsheiten durch die Tölz Kurmittel unter der Einwirkung des vortiglich tonifizierenden Klimas in kurzer Zeit gehoben. Die Herstellung der Jodkur nach Vorschriften des Kriegsaussschusses ist gesichert. Der Winterbesuch war abgesehen von Heeresangehörigen im allgemeinen sehr befriedigend.

**MÜLLER EXTRA AN DER FRONT!**

Für Zeichnungen und Fotoqrafien, die den Verbrauch von „Müller Extra“ im Felde darstellen, werden folgende Preise ausgesetzt: 50 Preise von je M. 100 = M. 5000 **KRIEGSANLEIHE** und 200 Trostpreise von je 1 Fl. „Müller Extra“

Verlangen Sie Zusendung der Bedingungen durch die Sektkellerei Matheus Müller \* Hoflieferant \* Eltville

Für Feinschmecker:

**Lobeck's**

Schokolade Kakao

Marke: Dreiring.

Firma gegründet 1838.

**Brennabor Kinderwagen**

Gesunde Schlaf- und Liege- stätte für Neugeborene

**Brennabor - Werke \* Brandenburg (Havel)**

Gegründet 1871 ca. 3500 Arbeiter

In jedem besseren Kinderwagengeschäft erhältlich

**Germania** Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Sicherheitsfonds 433.2 Millionen Mark.

**Leibrenten-Versicherung**

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit.

Bisher ausgezahlte Renten: 53 1/2 Millionen Mark.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei durch unsere Herren Vertreter sowie durch die Direktion, Stettin, Paradeplatz 16.

Der **X-Hammer** vereinigt in sich:

1. Hammer
2. Nagelzieher
3. Schraubenzieher
4. Büchsen-Öffner
5. Brechisen
6. Messer-Schärfer

**ersetzt also 6 Werkzeuge.**

Da dabei ganz aus Stahl angefertigt, ist jed. Lockern des Stieles, wie bei gewöhnl. Hämern, ausgeschlossen.

In jed. Geschäfts-Exped., bei jeder Ausrüstung, besonders auch im Felde u. vor allen Dingen in jed. Haushalt geradezu unentbehrlich!

Preis per Stück M. 1.75 20% Aufschlag.

Erhältlich in allen besseren Eisenwaren-Geschäften eventuell beim General-Depot

**Harry Stickler BERLIN SW. 68 Li.**

Verlangen Sie kostenlos Offerte in den neuen ungemein praktischen „Häutick“-Haushalts-Werkzeug aus 1. a. schwedischem Stahl.

Sind Ihnen die X-Haken? und ihre enormen Vorzüge schon bekannt?

**Unionzeiss Bücherschränke**

aus einzelnen Abteilen Immer fertig — Nie vollendet! Preisbuch 380 kostenlos

**Unionzeiss Möbel für Herrenzimmer und Büros**

Preisbücher 580 A & B kostenlos

**Heinrich Zeiss (Unionzeiss) Frankfurt a. M.**

36 Kaiserstr. 36

Eine Zierde jedes Haushaltes bildet die

**Pfaff-Nähmaschine**

Für ihre Vorzüglichkeit wird jede Gewähr geleistet. Unübertroffen zum Nähen Sticken und Stopfen

Anerkannt mustergültiges Fabrikat in feinsten Ausstattung.

**G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik Kaiserslautern.**

Gegründet: 1862.

**Land- u. Gartensiedlungen.**

Herausgegeben von Willy Lange. Mit Verwertung der Erlöse des Preisausschreibens von August Thyssen jr., Riddersdorf-Berlin. Eingeleitet von Dr. H. Thiel, Wirkl. Geheimer Rat u. Ministerialdirektor im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin. Buchdruck von Paul Engelhardt. Mit 213 in den Text gedruckten Abbildungen u. 10 Seiten farbiger Tafeln. Lexikon-octav. In Rohleinen geb. 10 Mk. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

**Bedruckte Wollmusseline** die große Mode 75/80 cm breit, Meter M. 2.25, 2.60, 3.50 J. W. Sälzter, Hannover 19 Man verlange Proben u. Preisliste

Konzessionierte **Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion Friedr. Otto Kunze Chemnitz**

**Königl. Sächsische Landes-Lotterie**

(In Österreich-Ungarn verboten)

110 000 Lose — 55 000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen

**Ziehung I. Klasse am 14. und 15. Juni 1916**

Jedes zweite Los gewinnt.

**800.000 Spec 500.000**

**300.000 M 200.000**

**150.000 M 100.000**

Klassen-Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
(in jeder Klasse)	M. 5.—	M. 10.—	M. 25.—	M. 50.—
Voll-Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
(für alle Klassen)	M. 25.—	M. 50.—	M. 125.—	M. 250.—

**Paul Lippold, Königl. Sächsischer Lotterie-Kollektor, Leipzig, Richard-Wagner-Strasse 10.**

Postcheckkonto: 50 726 Leipzig.

**Heizung für das Einfamilienhaus** ist die Frischluft-Ventilations-Heizung in jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt G. Schwarzhaupt, Spieker & Co. Nachf., G.m.b.H., Frankfurt a.M. Für Österreich und Ungarn Lieferung ab Wien.

**P E R H Y D R I T**

**Mundwasser**

**Unseren tapferen Soldaten**  
bereiten Sie eine große Freude  
durch die Übersendung von  
**Perhydrit-**  
**Mundwasser-Tabletten**

Dieselben sind von der Ärzewelt aufs  
beste empfohlen, entwickeln reichliche  
Mengen Sauerstoff, desinfizieren die  
Mundhöhle, bleichen und konservieren  
die Zähne, sind leicht und schnell lös-  
lich und stellen, in Wasser gelöst, ein  
vorzügliches Mundwasser dar.

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien in Packungen zu M. 2.00, M. 1.20 und M. 0.60.

**Krewel & Co., G. m. b. H., Köln a. Rh.**  
chem. Fabrik,

**T Ä B L E T T E N**

## Hermsdorf-Schwarz



ist das beste  
**Diamantschwarz**

für Strümpfe, Handschuhe,  
Trikotagen, Strick- und  
Webgarne

Nur garantiert echt wenn  
mit dem Namen:

*Louis Hermsdorf*  
Färber

gestempelt

Louis Hermsdorf, Chemnitz  
Grösste Schwarzfärberei der Welt

## Emser-Wasser



gegen  
Katarrhe  
Husten  
Heiser-  
keit  
Ver-  
schleimung,  
Magen-,  
Darm-  
und Blasen-  
leiden,  
Influenza,  
Gicht

Wir bitten von den Offerten unserer  
Insertenten unter Bezugnahme auf die  
Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gefl. recht  
ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

## Werner & Pfleiderer

Cannstatter  
Misch- u. Knet-Maschinen  
Dampf-Backofen-Fabrik  
Cannstatt-Stuttgart



Komplette Einrichtungen für  
Lebensmittel und Chemie  
Patente in allen Ländern  
167 Höchste Auszeichnungen.

Webers Illustrirte Handbücher. Prospekte kostenfrei vom  
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

**Kaisers Brust-Caramellen**  
mit den 3 Tannen.

**Aerzte**  
empfehlen als vortreffliches  
Hustenmittel **Kaisers  
Brust-Caramellen**  
mit den 3 Tannen. Millionen  
gebrauchen sie gegen Husten,  
Heiserkeit, Katarrh, schmer-  
zenden Hals, Verschleimung,  
Keuchhusten, als Vorbeu-  
gungsmittel gegen Erkäl-  
tungen. 6100 notar. beglaub. Zeugnisse verbürgen den sicheren Erfolg.  
Zu haben in Apotheken, Drogerien und wo Plakate sichtbar. Nur in  
Paketen 25 und 30 Pfg., Dose 50 und 60 Pfg., aber nie offen. Lassen  
Sie sich nichts anderes aufreden. **Fr. Kaiser, Waiblingen.**

**Gegen Husten Katarrh**

*Hautana  
trägt  
jede Dame!*

**Kochkiste  
Heinzelmännchen**  
ohne Feuer  
ohne Aufsicht  
ohne Rauch  
ohne Geruch  
ohne Geräusch  
ohne Kosten

**kocht  
bratet  
backt**

Kompl. Apparat von M. 19.50 an.  
Erhältlich in allen Wirtschafts-Maga-  
zinen, wo nicht, wende man sich an  
Heinzelmännchen Akt.-Ges.  
Berlin NW 40, Heidestr. 52.  
Illustr. Preisliste kostenfrei.

# Farben-Fabriken Berger & Wirth, Leipzig

Telegramm-Adressen: Bergerwirth Leipzig  
Fernsprecher: No. 108 und 408

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam,  
Budapest, Florenz, New York

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung

Wojciechowski  
CZYTELNA  
w Opolu